MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80534-7

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

VESPER, WILL

TITLE:

MARTIN LUTHERS JUGENDJAHRE

PLACE:

MUNCHEN

DATE:

1918

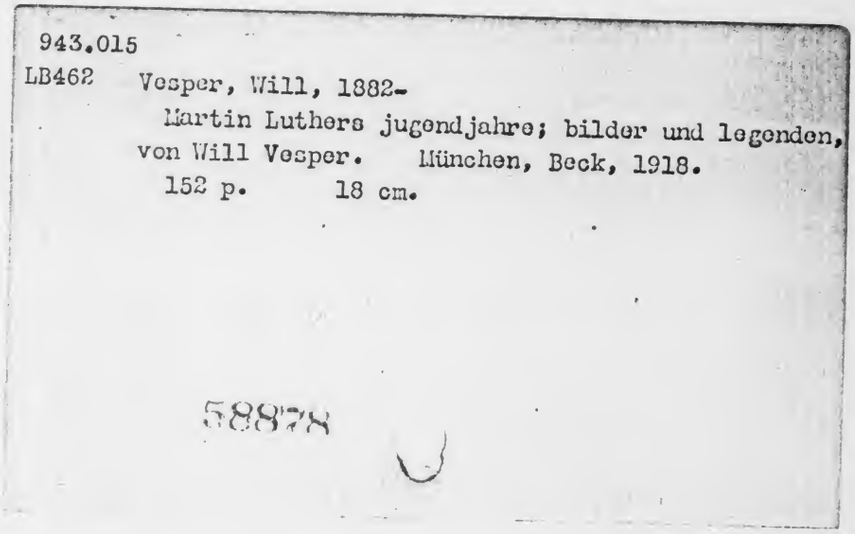
Master Negative #

92-80534-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

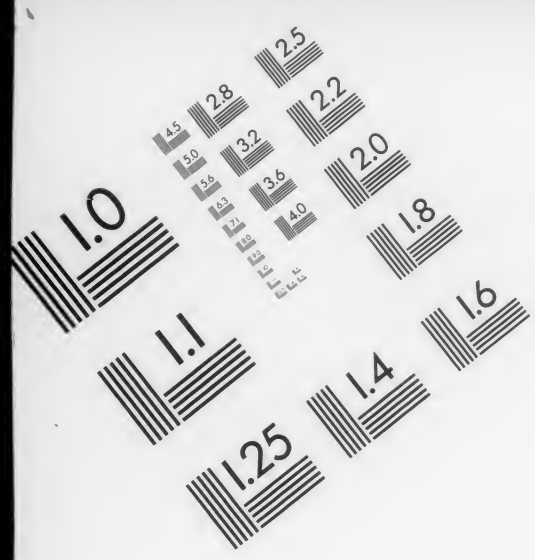

943.015
LB462 Vesper, Will, 1882-
Martin Luthers jugendjahre; bilder und legenden, von Will Vesper. München, Beck, 1918.
152 p. 18 cm.

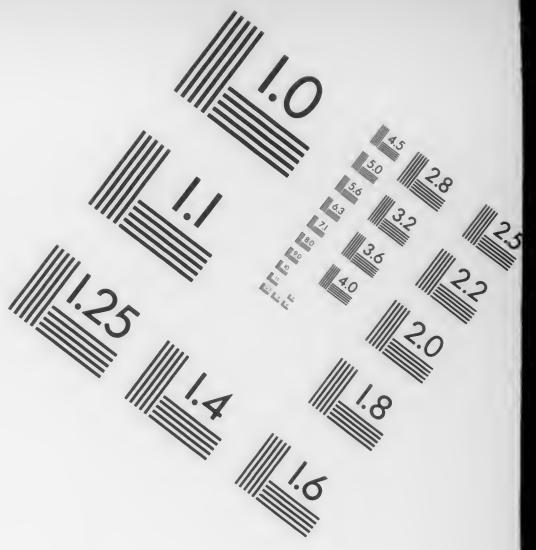
58878

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 9x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4/2/92 INITIALS TM
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT





AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202

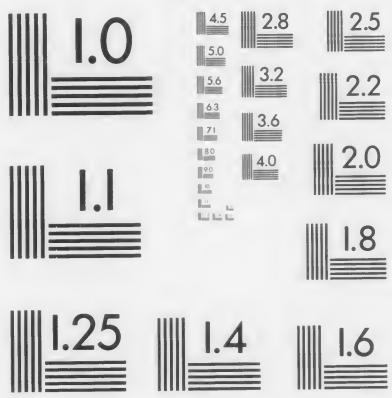
Centimeter

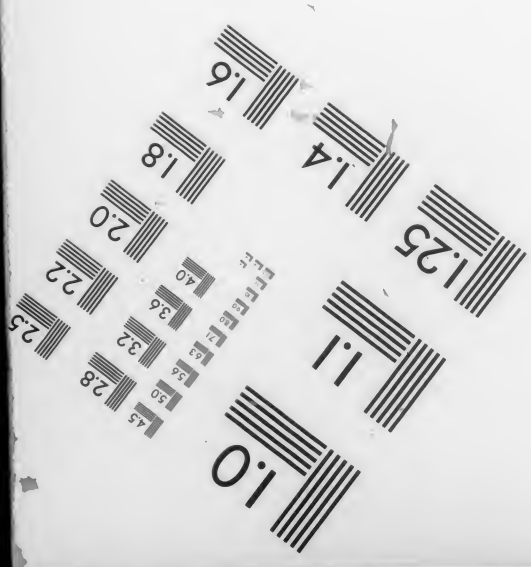
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

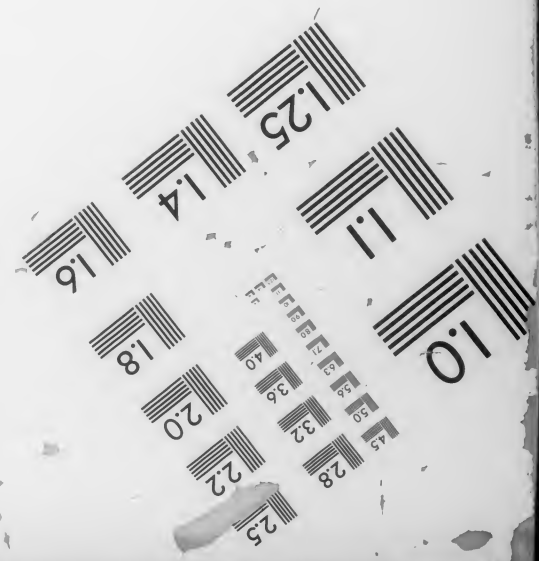
1 2 3 4 5

Inches

MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.







Martin Luthers Jugendjahre

Bilder und Legenden

von

Will Vesper

C. H. Beck · München

943.015 LB462

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

PURCHASED
FROM THE INCOME OF
THE HUGO REISINGER
FUND

74

Martin Luthers Jugendjahre

Von Will Vesper erschienen im gleichen Verlage:

Die Liebesmesse und andere Gedichte.
3. Tausend, geb. 3.50 M.

Vom großen Krieg. Gedichte.
5. Tausend, geb. 3.— M.

Briefe zweier Liebenden. Gedichte.
6. Tausend, geb. 2.50 M.

Der blühende Baum. Neue Lieder und Gedichte.
geb. 2.50 M.

Martin Luthers Jugendjahre

Bilder und Legenden

Von

Will Vesper

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1918

By

Transferred

26-7280

943.015
LB462

Alle Rechte vorbehalten

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

26-7280 - Jan 26-1935
Transf.

Dies Buch ist meinem sehr verehrten Verleger
Herrn Geheimrat Dr. Oskar Beck
in herzlicher Dankbarkeit gewidmet

„Ich bitt, wollet mich entschuldigen bey den mäßig Verständigen, denn der Überhochverständigen Gunst und Gnad weiß ich nit zu verdienen, welch ich so oft mit großer Mühe ersucht, nu fort auch nit mehr haben noch achten will. Gott helf uns, daß wir nit unser, sondern allein sein Ehre suchen, Amen."

Martin Luther

I.

Gott Vater und Gott Sohn gingen selbander über die Erde und sahen in welch großer Verwirrung sie war.

Es war seit langem zu ihnen aus allen Landen ein erbärmliches Geschrei der Frommen gedrungen, der Teufel nehme überhand und das Heil der Menschen nehme ab und sei verschlossen, das Reich Gottes und seine Kirche auf Erden sei in die Hände von Räubern und Mördern gefallen. Es sei, gleich als hätte Gottes Sohn nie gelebt und sei nicht gestorben. Es tue not, daß er wieder komme mit Feuer und Schwert oder mit der Geißel und reinige seinen Tempel von den Wechslern und Krämern. Sein heiliges Blut sei eine Weinkelter für Prasser, seine Lehre ein Goldbergwerk für Verschwender und Dirnen und sein Leben und Sterben ein Märchen für Kinder geworden.

So kamen denn die Beiden vom Himmel herab und gingen durch alle Länder der Christenheit. Zuerst stiegen sie von den Albanerbergen herunter gegen Rom, die heilige Stadt. Und sie sahen an alle Greuel, die da geschahen, Mord, Raub und Unzucht, Prasserei und Beugung des Rechts, Lüge und Spott mit allem Geheiligten und den armen Kreaturen, den Menschen, daß es war, als sei dort ein Nest von Teufeln und Drachen, von Schlangen und Basilisken, von allerlei Ungeziefer der Hölle auf Erden. Und Gott Vater hob den Fuß, als wolle er alles das zertreten und in den Boden stampfen. Aber sein Sohn, der die unendliche Liebe ist, hielt ihn am Arm.

„Auf daß nicht der Gerechte mit dem Ungerechten vergehe,“ sprach er, wie schon oftmals.

Mit Mühe nur kamen sie durch die Straßen und entrannen einem Blutbad, das Sixtus der Papst selber unter seinen Gegnern anrichten ließ. Auf einem Streithengst ritt er gepanzert mitten in seinem Haufen und feuerte die Streitenden an, recht wie ein Fürst der Hölle. Aber die beiden göttlichen Gestalten, die an ihm vorüberschritten, erkannte er nicht. Und sie flohen eilig und gingen von da durch alle Lande, durch Toskana und die Lombardei, durch die Provence, nach Spanien, durch Frankreich, Burgund und in das schöne Land Brabant. Zuletzt kamen sie nach Deutschland und standen oben am Harzgebirge, an einem kalten Novembertag, und blickten sich voll Trauer an und hatten Tränen in ihren Augen.

„Wir haben viel Böses gesehen!“ sagte Gott Vater.

„Und viel Gutes und Sehnsucht nach dem Guten,“ sagte Gott Sohn.

„Sie sind ein verworfenes, entsetzliches Geschlecht. Wir wollen sie auslöschen,“ sagte Gott Vater.

„Sie sind deine armen, verirrten und irregeleiteten Kinder. Wir wollen ihnen beistehen,“ sagte Gott Sohn.

„Wer kann ihnen denn helfen?“ sagte der Vater. „Und wollen sie sich auch helfen lassen?“

„Du weißt es,“ sagte der Sohn, „und du hörst all ihr Rufen. Wandern sie nicht wie wir hier im Nebel und brauchen einen getreuen Führer, der sie nach Hause bringt?“

„Es ist wahr,“ sagte der Eine, „wir wandern im Nebel. Wohin führst du mich in diesem Gebirge?“

„Steige noch ein wenig mit Geduld,“ sagte der Andere, „so wirst du es erkennen.“

Indem kamen sie auf die Höhe des Brocken, wo kein Nebel war, und sahen unter sich in der beginnenden Nacht weit das deutsche Land vor ihren göttlichen Augen.

„Sieh hin!“ rief Gott Sohn, „wieviele reine Lichter und Flammen in diesem Volke angezündet sind, in den Hütten der Bauern, in den Schlössern und Burgen, in den Stuben der Gelehrten, in den Zellen der Priester! wieviele ihre Arme zu dir heben, und um deine Gnade und Hilfe bitten! wieviele ihr Leben in deiner Kraft zu führen trachten, so gut sie es nur verstehen! Ist nicht dies das Volk, das du liebst und berufen hast?“

Da lächelte Gott Vater und sah den Sohn an.

„Sie sind ein bäurisch Volk und leben in einem kargen Lande. Welchen Engel und Botschafter soll ich ihnen senden, der in diesem Nebel bleiben möchte? Und wen werden sie verstehen? Sie haben breite und harte Stirnen und sind allzu lange arme Bauern und schwerflüssigen Geistes gewesen.“

„Du weißt es wohl,“ sagte der Sohn, „daß der Geist dieses Volkes nur schläft. Du kannst ihn auferwecken, wann du willst. Ist nicht hier auf diesem Berge sein Haus und Tempel gewesen, wo sie dich in ihm anbeteten, ehe sie noch deinen Namen wußten. Rufe du ihn und gib ihm deine Botschaft.

Er ist ein tiefer Brunnen, voll von frischem Wasser. Nicht dieses Land allein, alle Welt dürstet danach."

„Ja!" rief Gott Vater und stand da in seiner Majestät. „Ich will den glatten, goldverbrämten, seidenen Herren, den Wortemachern und Heuchlern, den Vielgewandten, diesen meinen groben graden Knecht in das Haus senden. Der soll sie nicht sanft anfassen.

Stehe auf! Du hast nun lange genug geschlafen!"

Er reckte seine mächtige Hand aus über das Gelände, daß das Gebirge erbebte. Der Sturm stand brüllend auf und rüttelte an den Felswänden und zerfetzte die Nebel. Die hohen Tannen hoben sich gewaltsam vom Boden und die Felsen brachen auseinander. Das Erdreich öffnete sich. Und in den Trümmern richtete es sich wie eine gewaltige Gestalt auf, schüttelte die Schollen vom Nacken, als wäre es ein Deckbett, hob sich empor, wie erstarrt von Kälte und Schlaf, und stand plötzlich, aufgereckt und aufgewacht, im Bauernkleid und ganz im Aussehen eines breiten starken Bauern auf dem Berggipfel, bog sich vor und blickte in das Land hinunter.

„Hier bin ich, Herr," murmelte er und stieg eilig gegen die Ebene hinab. Aufgescheuchte Raben folgten ihm wie ein Schatten.

Gott Vater und Gott Sohn aber fuhren eng umschlungen, wie eine leuchtende Wolke, gegen die Gestirne hinauf, die nun im Übermaß und mit unsagbarem Glanze den ganzen Himmel entzündeten.

II.

Am Abend dieses gleichen Tages wurde dem Bergmann und Steinhäuer Hans Luther zu Eisleben im Lande Thüringen, unweit des Gebirges, der erste Sohn geboren.

Es war im vierzehnhundertunddreiundachtzigsten Jahr nach der Geburt unseres Herrn, zu der Zeit, wo Herr Friedrich von Habsburg, der Immerschläfrige, deutscher Kaiser, und Sixtus, der große Feldherr und Kriegsmann, Papst zu Rom war.

Als Luther am Abend von seiner Arbeit heimging und durch den Nebel vor sein Haus kam, wo er wohnte, lief ihm die Wehmutter fröhlich entgegen und führte ihn an der Hand in die enge Kammer, wo seine junge Hausfrau Margarete, lieblich und ermattet, in den Kissen lag. Neben dem Bette stand die kleine Wiege mit dem Kinde. Hans Luther ging, so leise es mit den schweren Schuhen gelang, behutsam heran und küßte seine Frau. Dann hob er das Kind aus der Wiege und betrachtete es lange und ernsthaft. Es schlug große, dunkle, und wie dem Vater schien, sehr verständige Augen zu ihm auf und hatte einen lustigen schwarzbraunen Haarschopf.

„Sieh da," rief der Vater lächelnd, „worauf habt ihr denn das Kindlein gebettet? Oder habt ihr es etwa im Walde aufgelesen?"

Da lagen auf dem sauberen Linnen der Wiege zwei oder drei herbstliche braune Buchenblätter, Nadeln von Tannen und ein wenig wie lockere Walderde. Niemand wußte, wie

es in die Stube, die Wiege und das frische Linnen gekommen war. Die Wehmutter entsetzte sich in allem Ernste und meinte, der Waldschratt habe das Kind besucht und ihm Böses oder Gutes angetan. Das werde sich noch ausweisen.

Die Mutter lächelte und sagte leise: „Der Wind wird es ihm angeweht haben, als es vom Himmel herabkam. Es ist ja ein Sturm, daß das Hüttlein zittert."

„In jeder Weise ist es eine gute Mahnung," sagte der Vater. „Von Erde ist es genommen, wie wir alle. Des wollen wir immer eingedenk sein."

Aber die Mutter hob die Arme nach dem Kind, nahm es von dem Vater und legte es neben sich. Da lachte das Kindlein, wie sie meinte. Und noch lange danach bewahrte Margarete das welke Laub in einem Kästchen, als glaubte sie, es könne über Nacht und mit der Zeit zu Gold werden. Aber zuletzt zerfiel es zu Staub und verwehte.

Am Tage nach seiner Geburt wurde das Kind getauft und nach dem Heiligen dieses Tages Martin geheißen. Da aber gerade zu der Zeit in der Kirche zu Eisleben die Maurer bauten, taufte der Pfarrer, Herr Bartholomäus Rennebecher, das Kind in einer kleinen Kapelle, außerhalb der Kirche, zur Seite des Turmes. Das wollten nachher, als dies Kindlein die Mauern der alten Kirche der Christenheit zerbrach, manche als ein Zeichen angesehen wissen.

III.

Es war etwas Seltsames, Heimliches um das Kindlein. Oft schien es der Mutter, als leuchte es von einem innerlichen Lichte, oder als läge ein Widerschein von einem helleren unirdischen Glanz in seinen Augen, auf der rundlichen Stirne und dem ganzen lieblichen Gesichtchen, das sich immer verständiger auseinanderfaltete. Aber das scheint jeder Mutter so. Viel seltsamer war dieses:

Es dauerte nicht lange, da fühlte Frau Margarete, daß noch ein anderes, heimliches und unsichtbares Leben um das Kind war, leiser Tritt von Geistern oder Engeln. Wer weiß es?

Oftmals, wenn sie nahe an die Tür trat, dahinter das Kindlein in der Kammer schlief, war es ihr, als trippelten drinnen viele kleine Füßchen, als sprächen da viele feine eifrig wispernde Stimmchen. Es klang wie Bienensummen in einem blühenden Baum, wie feiner Gesang und zartes zierliches Lautenspiel. Und das war es auch.

An einem Nachmittag spät, als das Haus ganz still lag — Hans Luther war zur Arbeit und niemand sonst daheim. Frau Margarete saß im vorderen Zimmer bei dem Herd und ließ fleißig die leise raschelnde Spindel laufen; das Kindlein aber schlief in der hinteren Kammer — da vernahm sie deutlicher als je das seltsame Wesen. Es war ihr, als töne und summe das ganze kleine Haus bald hoch bald tief und sehr lieblich und wohllautend wie ein Brummkreisel. Behutsam stand sie auf und leise wie ein Mäuschen und Schritt für Schritt wie ein Kätzchen auf

der Lauer schlich sie gegen die Kammertüre und beugte sich zum Schlüsselloch. Und da — mit einem Augenblitz, in der flüchtigen Spanne, die zwischen dem Zucken der Wimpern liegt, sah sie die ganze dämmrige Kammer wie von heller Sonne erleuchtet und erfüllt von kleinen zierlichen Gestalten, nackten und leichtgewandeten, die um die Wiege des Kindes huschten und spielten. Einige hatten Fiedeln und kleine Orgeln und saßen auf dem Wiegenrand und schlenkerten mit den Beinchen und schaukelten die Wiege, andere hatten die Mäulchen auf wie kleine Karpfen, oder wie singende Vögelchen und sangen leise und seltsam, andere tanzten — nicht nur am Boden, schwebend in der Luft wie größere Schmetterlinge, ein ganzer Kranz von leichten leuchtenden bunten Kerlchen, rund über der Wiege . . .

Alles dessen erinnerte sich Frau Margarete erst nachher im einzelnen. Denn so wie sie hinsah und ihr Auge das Wunder erfaßte, war es, als fühlten die Gesellchen den ersten Blick, und als wische er sie fort. Mit dem zweiten sah Margarete nichts mehr als Dunkelheit und ungewisse Dämmerung.

Ihr Herz klopfte hoch in ihrem Halse. Leise drückte sie auf die Klinke und schob die Türe auf. Und sieh, da war nichts mehr. Das Kindlein lag mit roten Bäckchen in seiner Wiege, den Kopf ein wenig seitwärts, die Ärmchen und kleinen Fäuste behaglich nach oben gestreckt, wie kleine Kinder schlafen, wenn ihnen wohl ist.

Frau Margarete schlich herum und schnupperte, als müßte sie schmecken, ob sie geträumt, oder etwas Wirkliches gesehen hätte.

Aber da ließ sich nichts schmecken.

IV.

Es dauerte nur ein paar Tage, da begann das wunderliche Spiel von neuem.

Und nun müßt ihr wissen, daß Frau Margarete eine fleißige, fromme, tugendhafte, eine sehr verschwiegene und in sich beschlossene, eine wackere und tüchtige Frau war, wie sich Hans Luther keine bessere wünschen und denken konnte . . . aber sie war noch sehr jung, sonderlich in ihrem Herzen, und fast selbst noch ein Kind, und daher wirklich nach Frauenart ein wenig sehr neugierig, und so gespannt und erfüllt von dem, was da in ihrem Kämmerlein doch vorginge, daß sie auf alle Weise versuchte dahinter zu kommen, ob es denn Wirklichkeit, oder Traum und Phantasie wäre. Es hörte nämlich niemand, als nur sie allein dies Summen und Singen, und Hans Luther lachte sie fröhlich aus, als sie davon anfing: „Still, hörst du nichts? . . . Auch jetzt nicht? . . . Die ganze Stube zittert ja.“

„Der Wind weht. Und das alte Häuslein wackelt,“ sagte er. „Sonst höre ich und vernehme ich nichts.“

„Es ist ja nicht zu verwundern,“ dachte sie, „daß so ein Bergmann und Steinhäuer keine feinen Ohren hat,“ und schwieg stille. Und von den kleinen Gestalten und der ganzen seltsamen Erscheinung sprach sie nun erst recht nicht. Sie beschloß es zuerst für sich allein zu ergründen, was denn daran sei. Auf alle nur erdenkliche und listige Weise versuchte sie den Spuk zu belauschen und zu betrachten. Am liebsten hätte sie ihn mit Händen gegriffen.

Belauschen ließ er sich gerne von ihr, wenn sie nur still in ihrer vorderen Kammer bei ihrer Arbeit blieb. Das Betrachten war schon viel schwerer und gelang immer nur ein Augenzwinkern lang, wenn sie noch so leise gegen die Tür schlich, oder noch so rasch wie der Sturmwind die Klinke herabdrückte und öffnete. Stets war es mit dem ersten Blick aus und vorbei. Nur ein heimliches Kichern flog noch um die Erstaunte, wenn sie mit den Händen rasch hierhin und dorthin griff und nichts erfaßte als leere Luft.

Sie dachte nicht daran, daß sie die Geistchen, oder was es war, kränken und erschrecken könnte. Sie fürchtete sich auch selbst gar nicht vor ihnen. Solch ein Kind war sie.

Zuletzt fiel ihr ein, daß es in den Märchen ein gutes altes Mittel gebe, die raschen Geister, Kobolde und kleinen Zwerge zu fangen. Sie stellte die Wiege des Kindes mitten in die Kammer, recht weit von den Wänden und von dem Fenster, und streute rundherum über den Boden heimlich eine Handvoll — oder zwei, drei — runde, harte und auf dem festen Boden ganz gefährlich rollende Erbsen.

„Das ist gewiß," dachte sie, „daß die Kleinen, wenn sie hereinkommen, sie nicht sogleich sehen werden. Wenn sie aber erst anfangen darüber zu fallen und zu purzeln, so kommen sie nicht so schnell wieder auf, und so will ich wie der Wind da sein. Und wenn ich keins erhasche, so werde ich doch mit mehr Muße sehen, was für ein niedliches Gesindel das ist."

Sie zog noch die Vorhänge am Fenster vor, daß es recht

schimmrig in der Kammer wurde, obgleich es noch ein paar Stunden vor Abend und ein schöner sonniger Tag war. Dann schlüpfte sie hinaus. Das Kindlein schlief fest in seiner Wiege. Damals war es schon ein halbes Jahr alt. Und draußen war Frühling.

Nicht weit von der Türe saß Frau Margarete und lauschte. Es war eine tiefe heilige Stille. Vor dem Fenster stand ein weißer blühender Baum in himmlischer Glorie. Die Bienen zogen summend und fleißig hindurch. Es war ein solcher Schwarm, daß es durch das offene Fenster wie leiser Chorgesang und Musik tönte.

Und jetzt hörte Frau Margarete deutlich, daß es nicht der Baum, daß es drinnen in der Kammer war, als ob auch dadrinnen Bienen um einen blühenden Baum zögen, in Tönen auf und ab schwebend. Es schwoll mit so süßer Gewalt an, wie Margarete es noch nie gehört hatte. Sie dachte nicht an Aufstehen, nicht an Schauen und Fangen. Sie schloß die Augen, um besser zu hören. Und doch sah sie deutlich alles, was nun geschah, wie die Türe sich öffnete und wie schwebend zum Klang der Musik, die sie selber hervorbrachten, die Schar der schönen nackten Buben und Mädchen hereinwehte, jedes mit einer übergroßen, schönen bunten Erbsenblüte in der Hand, zwischen den Lippen, hinterm Ohr, im blonden Haar, wo es sich gerade fügte. Denn nicht alle hatten die Hände frei: Die einen hielten Lauten, die anderen Flöten, einige kleine ganz zierliche Orgeln

mit silbernen Pfeifen, oder kleine Harfen, Triangeln und Schellenbäumchen, groß wie die Blütenständer der blauen Glockenblume. Alle die Instrumente stimmten in einem holden Wohlklang zusammen mit dem Gesang silberheller Stimmchen und regierten das Schreiten, Tanzen und Schweben all der vielen kleinen Füßchen und Gestalten, die, wie Schmetterlinge um eine Blume, um Margarete schwebten, tanzten, sangen, spielten und sich tummelten, alles in niedlichster Ordnung mit schicklichem Ernst und schalkhafter Grazie.

Die schöne Frau saß mit glückhaft zitterndem und erschüttertem Herzen, wie ein Kind auf einer blühenden Wiese unter hohen Gräsern, Blumen und Sommervögeln, und sah nur, lauschte und staunte. Und jetzt war ihr, als schwebte auch ihr Bübchen mitten zwischen den andern, nur ein wenig größer und kräftiger. Und alle umringten es und wollten mit ihm tanzen, und es hielt auch eine große Erbsen- oder Bohnenblüte in der Hand und schwenkte sie wie ein Zepter über der Schar.

Da donnerten schwere Schritte draußen auf den Dielen an der Haustüre. Frau Margarete fuhr auf. Sie hörte, ihr Mann kam heim von der Arbeit. Das Zimmer lag in goldener hinwelkender Dämmerung. Die Abendsonne floß durch den Blütenbaum schräg herüber tief ins Zimmer. Ein bittersüßer Duft von Erbsenblüten — Frau Margarete erkannte ihn deutlich — erfüllte die Luft. Die kleinen Gestalten waren fort.

Eilig lief Margarete in die Kammer, daß ihr Mann die Erbsen am Boden nicht finden sollte. Die Abendglut floß mit ihr durch die Türe, und der bittersüße Duft war hier noch stärker. Und da waren keine Erbsen mehr. Aber in der Wiege lag das Kindlein in tiefem Schlaf und hielt in den kleinen rundlichen Händen noch ganz frisch und aufgerichtet die Erbsenblüte. Die Mutter stürzte an der Wiege nieder und rief Gott an.

Als Hans Luther hereinkam, fand er seine Hausfrau ganz entrückt. Er hob sie auf.

„Du bist da in einer unbequemen Lage eingeschlafen, Liebste," sagte er. „Du glühst und brennst, und der Baum duftet ganz schwül durch das Haus . . ."

Frau Margarete blickte lächelnd auf und hatte die Augen dabei voll Tränen.

„Was ist dir, Liebste? Warum weinst du?" rief Hans Luther und fuhr ihr mit der harten schwieligen Hand über das Gesicht. Er konnte Tränen nicht sehen.

„Ich bin froh, daß es ein so schönes Kind ist," sagte sie. „Ist es nicht, als hätte es Gott vom Himmel gesandt?"

„Liebe kleine Närrin," sagte Hans Luther und hob sie auf.

Frau Margarete suchte nachher noch lange nach der Erbsenblüte, die das Kind gehalten hatte, und fand sie nicht.

V.

Nicht lange nach all diesem verließ Hans Luther mit seiner Frau und seinem Kinde Eisleben und zog in das Tal Mansfeld, wo er in seinem Gewerbe besser fortzukommen hoffte. Er dingte mit einem Fuhrmann, der ihm sein geringes Hab und Gut hinüber führte. Er selbst aber mietete einen Esel aus einer Mühle zu Eisleben und setzte seine Frau mit dem Kinde darauf. Und so zogen sie über die Hügel hinweg nach dem neuen Ort. Es war Ende Mai und ein sehr schöner Tag. Die Vögel sangen über ihren Wegen und viele Blumen standen rund um ihre Pfade. Es war noch vor der ersten Wiesenmahd.

Frau Margarete hatte ein überschattetes Gesicht und war traurig, als zöge sie in ein fremdes Land. Sie hielt ihr Kindlein fest an ihrem Herzen. Das streckte die kleinen Händchen zu ihr hinauf und zupfte an ihrem Kopftuch, griff nach den hohen blühenden Bäumen, die ihre Zweige über die Wandrer streckten, und krähte fröhlich. Die Mutter lächelte leise zu ihm nieder.

Hans Luther, der daneben ging, sah eine lange Weile still zu den Beiden auf.

„Wenn es erlaubt wäre so zu denken“ sagte er zu sich selbst in seinem Herzen, „so möchte ich wohl meinen, daß sie lieblich ist wie die Mutter des Herrn, als sie nach Ägyptenland zogen. Sind nicht ihre hellen Haare wie ein Heiligenschein um ihr Gesicht und leuchten um sie und den Jungen.“

Die Vögel sangen so nahe, als sängen sie innen in seinem Herzen, und er nahm, ohne Gedanken, aber als sei er in einer Kirche, den Hut vom Kopfe und wanderte so barhäuptig neben der Mutter, dem Kinde und dem eifrig stapfenden Eslein durch die frische Morgenfrühe. Eine wehende Wolke von weißen Schmetterlingen zog links und rechts mit ihnen über die Blumen.

Nach einer Weile aber lachte Hans Luther innerlich fröhlich auf über seine Gedanken. „Da müßte ich ja dann der heilige Joseph dazu sein!“ fiel ihm ein. „Da sei aber Gott vor, und dazu eigne ich mich garnicht.“

Er setzte seinen Hut auf und sie zogen weiter gegen Mansfeld, zu probieren, ob auch an ihnen das Sprichwort wahr werden wolle, wie man sagt: „Wen der Herr lieb hat, dem gibt er eine Wohnung in der Grafschaft Mansfeld!“

VI.

Hans Luther fand zuerst schwere Jahre in Mansfeld, ehe es ihm glückte und Gott ihn segnete, daß er ein wohlhabender Mann wurde. Auch Frau Margarete mußte viel mühsame harte Arbeit tun, als eines armen Bergmanns getreue Hausfrau. Sorge der Welt füllte ihr Herz und nahm die Stelle ein, wo die Engel des Himmels aus und eingingen, als sie noch ein unwissend Kind war. Sie folgte ganz ergeben ihrem ernsten klugen um irdisches Gut ringenden Manne, den sie sehr liebte. Ihre eigene Seele voll Träume und göttlich schlichter Gedanken und voll Kinderglauben wurde eine verschlossene Kammer, dahinein niemand blicken durfte. Auch sie selber vergaß sie. Sie hatte keine Freundin und keinerlei Anhang in der Stadt, und doch war sie niemand ungut. Sie hütete auch ihren Knaben ängstlich vor anderen Menschen. Sie waren beide wie Fremde in dieser Welt und wie auf der Wanderschaft und sehr einsam. Aber das wußte das Kind noch nicht. Die Mutter wiegte es an ihrem Herzen, bis es auf eigenen Füßchen lief und heranwuchs. Auch dann hielt sie es noch gern auf ihrem Schoße und schaukelte es und sang dazu:

Mir und dir ist niemand huld,
das ist unser beider Schuld.

„Armes Kindlein“ dachte sie, „wie groß, wie fremd, wie böse und wie verworren ist diese Welt. Wie sollst du Kleines dich darin zurecht finden“ . . .

„Er soll gut werden wie ein Engel!“ gelobte sie in ihrem Herzen.

Als sie seine kleinen Torheiten, listigen kleinen Bubenstreiche, Ausflüchte und Schwächen erkannte, wie sie denn Kinder an sich haben, da schlug sie ihn aus Liebe, als wollte sie ihn töten.

„So möchte dich der Teufel auch verderben?“ dachte sie in bitterem Zorn. „Ach lieber will ich dich tot sehn.“

Zu seinem Heil kam bald ein zweites Kind und noch mehrere, und die Mutter konnte sich nicht mehr allein mit dem Ältesten abgeben, weder in Liebe noch in Zorn.

Das erste Kind, das geboren wurde, war auch ein Knabe und hieß Johannes. Als es ein Jahr alt war, lag es einst in seinem Schlafkörbchen vor der Türe im Sonnenschein. Da kam eine Nachbarin der Luthers, eine arme alte und verachtete Frau, vorüber, die im Städtchen für eine Zauberin und Hexe galt, wie damals mancher armen Kreatur geschah. Frau Margarete, die im Garten am Hause arbeitete, sah, wie die Alte sich über das Bettchen beugte und das Kind herausnahm und an die runzlige Wange drückte. Der Mutter zitterten die Kniee vor Entsetzen und sie lief schnell hinaus und holte das Kind.

„Es hat Fieber“ sagte die Alte. „Es ist krank. Aber ein so schönes liebes Hascherl.“

Nicht lange danach starb das Kind, und Frau Margarete zweifelte nicht, daß die Alte es bezaubert und ihr zum Leid

getötet habe. Aber sie wagte nicht es laut zu sagen, aus Furcht vor dem bösen Blick der Hexe, aus Sorge um ihr weniges Vieh, die Kuh, die Ziege und die Hühner, aus Mutterangst um ihren ältesten Sohn Martin. Der war damals fünf oder sechs Jahre alt.

Als er den kleinen Bruder in seinem wächsernen weißen Flitterputz in dem Totenbaum liegen sah, schlich er zu ihm und wollte ihn anrühren. Da war er kalt und hart. Das fuhr dem Knaben durch den ganzen Körper und füllte ihn mit Grauen an.

„Er ist tot," sagte die Mutter und weinte. „Er kommt in die Erde. Aber seine Seele fährt gen Himmel. Er ist tot. Er lacht nie mehr. Er wächst nicht mehr. Er wird nie mit dir spielen und fröhlich sein. Die Hexe hat ihn aufs Herz gestoßen. Da mußte er sterben."

— Einige Tage nachdem das Kind begraben war, fragte Martin: „Liebe Mutter, wo ist nun Johannes?"

„Er ist im Himmel, liebes Kind. Er war noch ohne Sünde."

„Wie kann er denn im Himmel sein, da sie ihn doch in den Gottesacker in die feuchte Erde gelegt haben?"

Die Mutter wendet sich dem Knaben zu und streichelt sein Haar und fährt ihm über die Stirne und die Augen.

„In der Nacht, mein Kind, wenn der Vollmond scheint, kommt eine weiße silberne Leiter vom Himmel herunter. Gerade auf den Friedhof hängt sie. Dann kommen Engel

in weißen Kleidern und steigen die Leiter herab. Sie setzen sich um das kleine Grab und singen, bis das Kind aufwacht. Dann nehmen sie es auf ihre Hände und steigen mit ihm die Leiter hinan bis in den hellen Himmel. Auf einer weißen Wolke unter dem Mond kommt die heilige Mutter Maria selber und nimmt das Kind in ihren Mantel und führt es zu der großen Schar ihrer Kinder in einen schönen Garten auf eine himmlische Wiese. Da spielt nun Johannes mit allen seligen Kindern. Und sie haben weiße lebendige Pferdchen, darauf reiten sie, und silberweiße Hasen zum Spielen. Da hungert ihn nicht und dürstet ihn nicht. Da weint er nie und ist immer fröhlich."

Der Knabe schweigt lange. Dann sagt er: „Liebe Mutter, ich will auch in den Himmel, aber nicht in die nasse Erde."

„Gottes Sohn ist auch in die Erde gelegt worden, ehe er auferstand. In die Erde müssen alle Toten."

„Aber du nicht, Mutter, und ich nicht und nicht der Vater."

„Alle mein Kind, wenn Gott uns ruft."

„Ich will aber stracks in den Himmel gehn, liebe Mutter. Und dann zeige ich dir den Weg und rufe dich." . . .

— In jeder Nacht, wenn die Eltern schlafen, steigt das Kind aus seinem Bettchen und sucht den Mond am Himmel. Erst fehlt er lange. Dann ist er schmal wie eine Sichel. Zuweilen ist Regen und der Knabe sieht garnichts. Aber endlich wird die helle Scheibe voll und rund. Leise, mit zitterndem Herzen und bebenden Füßchen, verläßt das

Kind die Kammer, schleicht tapfer durch das finstere Haus und entschlüpft aus einem Fensterlein dicht am Boden. Es huscht durch die weiße tote Straße nach dem Gottesacker hinauf. Der ist nicht weit und liegt auf einem ansteigenden Hügel bei der Kapelle. Ganz oben am Hang liegen die kleinen Gräber der Kinder. Es sind viele frische Hügelchen aufgeworfen, weil unter den Kindern der Stadt ein gefährliches Fieber wütet. Doch findet der Knabe das Grab des Bruders mit den wächsernen weißen Kränzen heraus, setzt sich darauf und wartet. Er schlottert in seinem Hemdchen, und die Kiefer schnattern, obgleich es eine warme Sommernacht ist. Starr stiert er nach oben in den Mond, ganz angefüllt von unerschütterlichem Glauben. Er kniet nieder und faltet die Hände und betet, als kniete er vor seinem Bettchen. Tränen rinnen ihm aus den Augen vom Schauen, vor Trauer und Kühle. Vor den feuchten Blicken verschwimmt der Mond und lange silberne Balken schießen aus ihm herab. Eine silberne Leiter hängt bis in das Herz des Kindes. Die Kränze rascheln im leichten Wind, und die hohen Bäume haben so tiefe Schatten. Gütig streichelt das milde Licht über das blasse nach oben gerichtete Gesicht des Knaben, der hoch unter einer silbernen Wolke die Füße der herabsteigenden Engel und die Rücken weißer Pferdchen zu erkennen meint. Plötzlich sinkt das Kind schwer vornüber und schmeckt die feuchte Erde an seinem Munde . . .

Am Morgen fanden in aller Frühe die Totengräber, die kamen, um neue Gräber zu graben, die kleine erstarrte Gestalt. Sie hoben sie auf und brachten den Knaben heim.

„Die silberne Leiter . . .“ sagte er nur noch und lächelte die Mutter mit fiebrig glänzenden Augen an. Dann schwanden ihm die Sinne und er lag lange auf den Tod.

VII.

Bis zu dieser Zeit hatte der Knabe nur an die sichtbaren Dinge gedacht und sie schienen ihm wunderbar genug: die kleinen Tiere und die goldfarbenen Käfer, die im Grase krochen, die vielfarbigen Blumen und die blühenden, die früchtetragenden Bäume, und im Winter die flatternden weißen Schneevögel, die das ganze Tal mit ihren kleinen Flügeln zudeckten; die große, flammende, heiße und prächtige Sonnenscheibe und der stille unheimliche Mond mit den vielen, vielen nadelspitzen glitzernden Sternen; die Vögel, die unter dem Himmel flogen und ihre kleinen Nester in den Hecken hatten; die Wolken und das seltsame Wehen des Windes, als ginge immer jemand unsichtbar vorüber. Das alles hatte der Knabe staunend betrachtet und in sein kindliches Herz aufgenommen. Danach hatte er Vater und Mutter befragt und Bescheid bekommen nach deren einfältigem Wissen.

Jetzt aber, nachdem er gesehen und erfahren hatte, wie das lebendige Leben sich von dem Leib des Bruders getrennt, wie es herausgeschlüpft und unsichtbar geworden war, ward ihm alles Sichtbare ungewiß und unheimlich. Mit seinen kleinen Händen und seinem Knabenverstand tastete er nach dem verborgenen unsichtbaren Leben, das er nun hinter allen Dingen witterte.

„Wer ist Gott?“ fragte er, und erfuhr von dem himmlischen Saal, wo alle Engel und alle Seligen wohnen und Gott in seiner Glorie erkennen, wohin wir alle streben, und

der doch so hoch über allen Sternen in blauem Schimmer liegt. Er blickte hinauf und hätte eine schnelle Schwalbe sein mögen, an die Pforte zu fliegen und über die Mauer des Paradieses zu schauen.

Er hörte von Jesus dem Kindlein, das nachher am Kreuz starb für unsere Sünden.

„Ja wir sind alle arme Sünder,“ sagte die Mutter, „und kämen aus eigener Kraft nie in das Himmelreich. Gott sieht und weiß all unsere Bosheit.“

Ein dunkler Alp fiel auf das Kinderherz. Er dachte an alle seine kleinen Geheimnisse, Torheiten und Naschereien.

„Aber,“ sagte die Mutter, „Gott hat seinen Sohn für uns gegeben. Er ist am Kreuz für uns gestorben. Daß wir selig werden sollten, darum hat er Pein gelitten von den bösen Juden. Aber das ist auch unsre Schuld.“

Der Schatten auf dem Herzen des Kindes wurde noch schwerer und dunkler. Es war ihm, als sei er, er allein schuld an dem Tode des Gekreuzigten. Bittere Angst erfüllte eine Zeitlang all sein Tun und Denken, selbst den Schlaf der Nächte. Vor all seinen Gedanken und Träumen stand das aufgerichtete Marterbild, das er von Jugend auf kannte, aber nun erst wahrhaft zu sehen und zu begreifen begann. Unendliches Mitleid mit dem gepeinigten Heiland erfüllte ihn.

Hinter dem Hause der Eltern, über einen Obsthügel hinweg, oben am Walde, stand ein altes Wegkreuz mit der schmerzvollen Gestalt. Dieses Kreuz vor allem schwebte vor

des Knaben Sinn, da er oft dort vorüberkam, wenn er der Mutter ein Päckchen Reisig vom Walde herunter trug. Die Gekreuzigten in den Straßen des Städtchens und im hohen Chor der Kirche waren mehr wie vornehme Herren und schienen ihn weniger anzugehen, oder er dachte, da möchten Andere, Größere helfen. Aber dieser morsche, weiße, von der Farbe verlassene, vom Regen ganz verwaschene Leib, der war ganz nur auf ihn, den kleinen Knaben angewiesen. Aus den Augenhöhlen und dem halbzerrissenen Dornenkranz der Stirn war schwarzer Schmutz wie Tränen über das zerfurchte Antlitz gelaufen. Ja dies schien mit Recht dem Kinde der Christ zu sein, der seiner und aller Welt Leid trug. Und in seinem kleinen tapferen Herzen reifte Entschluß und Plan, dem abzuhelfen.

Martin war ein starker, kräftiger Knabe, obgleich nicht sehr groß, aber fest und zäh und gewandt wie ein Eichkätzchen. Vom Holzhacken her hatte er ein kleines Beil; damit machte er sich in einer Morgenfrühe auf, kam zu dem Kruzifix und schlug die Gestalt mit einiger Mühe von den hölzernen Nägeln los, womit sie an das Kreuz geheftet war, nahm sie eilig herab und verbarg sie an der Hecke unter den Brennesseln. Dann lief er und holte seinen Spaten und scharrte am Waldrand, ein wenig waldeinwärts den Boden auf wie ein Grab und legte den Heiland hinein. Als er ihn in die nackte Erde legen wollte, kam ihm das lieblos vor. Aber einen Totenbaum oder Sarg konnte er ihm nicht

machen. So riß er Gras und Blumen ab, was er fassen konnte — es war alles ganz naß und triefend vom Tau — und machte ihm ein weiches Bett, umwickelte die wunden Hände und Füße mit Blumen und Moos und deckte behutsam große Blätter über Gesicht und Leib und zuletzt die Erde. Dann lief er heim.

Viele Tage ging er heimlich dorthin, und mußte Lügen und Ausflüchte für seine Wege ersinnen. Er baute über dem Platz ein schönes Grab mit allerlei Blumen, wie er es auf dem Friedhof gesehen hatte. Später vergaß er es, und das Laub und der Waldboden bedeckten alles.

Die Bauern, die ihre Felder dort hatten, suchten eine Weile nach dem Bilde und begriffen nicht, wer es entführt habe. Zuletzt kauften sie ein neues und hefteten es an den alten Ort, daß doch ihren Feldern sein Segen nicht fehle.

VIII.

Nicht lange nach dem Tode des kleinen Johannes fanden sie die Nachbarin, die Hexe, an einem Ackerfeld erschlagen. Es war da nichts zu rauben; denn es war eine arme Frau. Ein Bündel trocken Holz, das sie vom Walde geschleppt hatte, lag noch halb über der Toten. Ihr Schädel war wie mit einem Hammer zertrümmert.

Margarete erzählte es ihrem Kinde, garnicht traurig, sondern fröhlich und als wäre sie von einer großen Angst befreit.

„So geht es den Bösen. Ohne Zweifel kam sie vom Blocksberg auf ihrem Besen. Aber am Kreuzweg warf ihr höllischer Meister sie herab und holte ihre Seele. Nun sitzt sie tief unten in der Hölle und muß in Pein brennen in alle Ewigkeit.“

„Wer hat sie geholt, Mutter?“

„Ihr Meister.“

„Wer ist das?“

„Der Böse, Kind,“ — sie wollte den Namen nicht nennen. „Nach ihm fragt man nicht. Er ist überall. Alles Böse und Schlechte kommt von ihm. Er ist der Feind Gottes, aus dem Himmel vertrieben und wohnt in der Hölle und im Feuer. Er verlockt die Menschen zu allem, was Gott verboten hat, damit sie nicht in das Himmelreich kommen. Das ist seine Rache an Gott und uns. Gib ihm nicht den kleinsten Finger! er nimmt die ganze Hand und Leib und Seele. Aber still. Wenn man von ihm spricht, ist er nicht weit.“

Das Kind sah erschreckt seine Hand an.

Am Tage darauf ging der Knabe durch die Küche. Die Mutter war nicht im Hause und arbeitete vor der Türe im Garten. Es war in der Zeit der Obsternte.

Hans Luther hatte vier junge Obstbäumchen gepflanzt. Eins davon trug in diesem Herbst die ersten Früchte, drei große, schöne rote Äpfel. Er hatte sie der Gräfin von Mansfeld versprochen, die auf der neuen Burg wohnte, und die ihm und seiner Hausfrau wohlgesinnt war. Sie kam am Garten vorüber und fand Gefallen an den drei großen Früchten, die dicht aneinandergedrückt an dem zarten schmächtigen Stämmchen hingen.

„Wenn sie reif sind, sollt ihr sie haben, Herrin,“ sagte Hans Luther.

Jetzt waren sie reif und Frau Margarete hatte sie abgenommen. Sie standen in der Küche auf einem Teller. Der Knabe sah sie und ging eilig vorüber, doch kam ein wenig Duft von den Äpfeln in seine Nase. „Wie gut sie riechen,“ sagte eine Stimme in ihm. Es war wider seinen Willen und als käme sie von außen.

„Kann schon sein,“ dachte er. „Daran riechen ist ja auch nicht schlimm.“ Er wollte nicht, aber er schlich doch näher und steckte das Näschen zwischen die Früchte. Das Wasser lief ihm in den Mund. Er berührte den schönsten mit den geöffneten Lippen und mit der Zungenspitze und sog an der Frucht. Sie schien ihm ganz köstlich.

Da hörte er Schritte und ging schnell in eine andere Ecke des Zimmers. Der Apfelgeschmack blieb auf der Zunge.

Aber es kam niemand.

Nach einer Weile ging er ans Fenster und sah in den Garten. Da stand die Mutter und zog Unkraut aus dem Boden. Es war noch ein großes Beet vor ihr. Die kam so bald nicht! . . . Er ging wieder zu den Äpfeln und nahm den einen in beide Hände und nagte ein wenig daran mit den Zähnen. Ein Häutchen der äußersten Schale blieb ihm auf der Zunge. Er schluckte und es schien ihm köstlich wie Honig. Wieder nagten die Zähnchen. Das Herz schlug ihm hoch im Halse. „Wie gut! Es sieht es ja niemand! Die Mutter kommt nicht," sprach beruhigend die Stimme. Jetzt biß er herzhaft zu. Ein großer Bissen verschwand im Munde. Der Saft lief ihm in die Kehle.

Aber im gleichen Augenblick starrte er erschreckt auf das Loch in der schönen roten Haut. „Der Böse! Der Böse!" rief es in seinem Herzen. „Der Böse hat es mich geheißen. Ich wollte es nicht." Er würgte rasch den Bissen hervor und setzte ihn wieder ein. Aber das ließ sich nicht verbergen. Der Apfel war verdorben. Niemand konnte ihm das getan haben, als er. Schnell nahm er ihn fort und lief in die hintere Kammer und verschlang ihn. Er schmeckte ihn kaum. Nur daß der Apfel aus dem Wege wäre! Dann ging er hinter das Haus und durch die Hecke ins Feld.

Als er am Abend endlich und nach vielem Zögern heim-

kam, fragte die Mutter nicht lange. Sie hielt ihm den Teller mit den beiden Äpfeln unters Gesicht.

Der Knabe sah sie groß und wie verwundert aus unschuldigen Augen an.

„Wo ist der Apfel, Martin?"

„Ich," sagte der Knabe, „ich weiß davon nicht. Ich war ja nicht daheim."

Der Vater, der hinter dem Tische saß, bekam ein zorniges Gesicht, stand auf und schnallte den ledernen Riemen vom Leib.

Der Knabe fuhr herum und klammerte sich an die Mutter.

„Der Böse! Mutter," rief er und fiel auf die Knie und jammerte, „der Böse hat es mich geheißen. Ich wollte es nicht."

„So will ich dir den Bösen austreiben, wenn er in dir ist," sagte der Vater und nahm ihn her. „Aus dir soll er mir keinen Dieb und Lügner machen."

Er schlug ihn ohne Erbarmen.

In der Nacht lag der Knabe naß von Tränen in seinem Bettchen. Eine Welle von Haß nach der anderen flutete über sein Herz. „Der Böse! o der Böse!" stöhnte er und hätte ihn irgendwie am Halse fassen und würgen mögen.

Er sah ein grinsendes, verzerrtes Gesicht über sich gebeugt und stieß mit den kleinen Fäusten nach ihm in die Dunkelheit.

IX.

Als Martin sechs Jahre alt war, kam er in die Schule und lernte Schreiben und Lesen. Es machte ihm wenig Mühe. Auch lernte er ordentlich den Kirchenglauben und alles was dazu gehört.

Einmal kam da eine Geschichte von einem Heiligen vor, der seinen Leib plagte um der ewigen Seligkeit willen. Er ließ ihn zerfressen von Krankheit und Ungeziefer; er mied Wasser und Arzt und jede Linderung; er lag an der Straße wie ein Stein und die Hunde leckten ihm die Schwären; er schlug sich mit Geißeln die schmerzhaften Wunden; er rieb Salz in die offenen Füße und wanderte; er trug alle irdische Pein bis zum letzten Rest, bis von seinem armen Leichnam nichts Lebendiges mehr übrig war. Und doch starb er nicht. Aus eigener Kraft war er bis an die Pforten des Himmels gekommen, weil er den sündigen Leib nach allen Kräften von sich gestreift hatte. Darum ließ Gott ihn den Tod nicht sehen, öffnete ihm selbst das himmlische Tor und trug den Bresthaften auf seinen Armen hinein.

„Du hast viel gelitten und das Irdische verachtet," sagte er. „Du hast den sündigen Adam ausgezogen, diese arme Raupe. Brich hervor du schöner Schmetterling und komm in mein Reich."

Der Knabe ging heim, als habe man ihm ein großes Geheimnis verraten. „Was dieser Heilige konnte," dachte er, „sollte ich das nicht auch können. Ich will auch auf Gottes

Armen ruhen. Er soll zu mir auch sagen: Du schöner Schmetterling! — Ich will auch diesen Leib mit allen Peinen quälen, bis Gott mir ihn auszieht."

Nun ist den Kindern mit ihrer zarten Haut nichts schrecklicher als der Stich der Bienen und das Gift der Ameisen. Der Knabe zitterte, wenn er daran dachte, wie weh sie tun.

Er wußte einen großen Ameisenhaufen, nicht weit vom Hause. Dorthin ging er, und — es ist närrisch zu sagen, aber so ernst war es ihm und so fest ergriff er alles, was er vorhatte, mit seinem kleinen inbrünstigen Herzen — er legte sich still in den Haufen der wimmelnden Tiere, die sogleich, wie sie tun, über ihn herfielen. Ja, er griff mit beiden Händen in die Erde, voll Schmerz und Begierde. Er faßte die Erde und die Peiniger und streute sie über sich und auf sein Gesicht und am Hals unter das Gewand, bis sein ganzer armer kleiner Leib brannte und anschwoll. Aber das schien ihm zu wenig. So beladen mit Ameisen und Pein lief er wie ein Toller über das Feld und durch den Garten an das elterliche Haus. Es war ihm, als wandle er in einer Flamme. Feuer war vor seinen Augen. So kam er an die Bienenstöcke des Vaters, wo die Bienen in der Sonne aus und ein strömten. Und mit seinen beiden Händchen fuhr er in den Schwarm, der sich zornig auf ihn stürzte. Sogleich schrie er auf wie unter einem Peitschenhieb und fiel zu Boden und verbarg das Gesicht an der Erde. Die Bienen tobten über ihm.

Dann kroch er in das Haus und lag auf der Schwelle.

Als die Mutter ihn fand, hielt sie ihn für tot. Niemals erfuhr sie, wie er unter diese Pein geraten war, und daß er in den Armen Gottes liegen und ein Schmetterling hatte werden wollen.

X.

Was wissen wir Ungläubigen von den Geistern, die zwischen Himmel und Erde wohnen? von den guten und von den bösen, die um uns weben und sind? Von Gott wissen wir kaum, und vom Teufel, der uns in Händen hat, garnichts. Woher nähmen wir die Kraft, an die Fülle der Geister zu glauben, die allenthalben auf Erden und in der Erde, in den Lüften und im Wasser hausen? Wir heißen mit Recht gescheite Leute und glauben nur, was wir gesehen haben und was wir mit Händen greifen, alles, was nützlich, eßbar oder wägbar scheint. Damals aber hatten die Menschen noch einen anderen Glauben und weitsichtigere Augen. Alles um sie war voll Leben, und sie waren nicht allein auf dieser Welt, wie wir sind. Unter ihrer Schwelle wohnte der Kobold, der sein Schälchen Milch verlangte wie unsere Katze, — wenn er nicht einen Brand machen, oder sonst Unheil stiften sollte. In jedem Baum und Strauch, Bach, Berg und was ihr wollt, sahen sie unsichtbare unfaßbare Kräfte und Wesen, in schwebender Wolke und im dunklen Hohlweg und im Teich, darüber der Nebel dampfte. Eine alte Höhle ist der Geister Lieblingssitz, oder eine tannendunkle rauschende Höhe, wo sie dem Winde nahe sind. Sie hocken oben am Kirchhof und winken mit weißen Tüchern. Sie fahren auf dem Laut der Abendglocken und auf dem Hauch der Morgenröte über das Land. Sie baden im Bach unter den Weiden, schöne, glänzende Frauen, und schweben

im Mondſchein in weißen Gewändern über das Flußtal. Früher, ehe noch der Chriſtenglaube ins Land kam, waren ſie hier die Götter und Herren, und die Menſchen wohnten unter ihrer Hut und ehrten ſie. Jetzt aber ſind ſie heruntergekommen und arme Bettler geworden. Niemand darf ſie mehr ehren. Die Prieſter des neuen Gottes verfluchen und ſchelten ſie. Aber das Volk, der Bauer, dem ſie befreundet waren, bewahrt ihnen dennoch eine heimliche Liebe und Furcht, wenn ſie in wilder Jagd über die Berge reiten und die Wetter, Schnee, Froſt und Hagel über die Erde ſchütten.

An einem Herbſtabend, als der erſte Schnee wie leichte loſe Federchen im Wind flog, nahm Frau Margarete ihren Knaben auf den Arm, hielt ihn hoch ans Fenſter und rief: „Schau, da ſchüttelt Frau Holla die Betten aus; da fliegen ihr die Federn davon in alle Welt.“

„Wer iſt Frau Holla?“ fragte der Knabe.

„Drüben über den Wolfsberg und noch einen Berg und noch über viele Berge nach Süden liegt das Land Thüringen. Da iſt ein großer dunkler Berg, der heißt der Hörſel. Darin wohnt Frau Holla mit ihren Frauen. Da ſitzen ſie mit ihren Spindeln in lichten Sälen und ſpinnen ſchimmernde Seide und Kleider aus Gold und aus Silber. Da iſt innen im Berg ein leuchtendes Land — aber nicht von der Sonne. Da ſind Blumen und Wieſen und ſchöne Tiere, Blumen von Edelſtein — aber ohne Duft; Vögel mit ſilbernen Federn — aber ohne Geſang. Das Waſſer klingt da nicht;

die Luft rauſcht da nicht. Nur die ſchönen Frauen ſingen — aber garnicht fröhlich. Niemand lacht da; alle ſind traurig. Still und ſeufzend tun ſie ihr Werk in all der Herrlichkeit. Nie iſt eine Freude dahin gekommen.“

„Warum denn ſind ſie ſo traurig, Mutter?“

„Weil ſie nicht von Gott wiſſen, Kind. Und darum können ſie nicht ſelig werden und nicht fröhlich ſein. Niemand hat ihnen von Gott geſagt. Sie können nicht beten und hören keine Meſſe.“

„So muß man ihnen doch von Gott ſagen, Mutter.“

„Ja einmal wird einer kommen, der klopft an den Berg. Da rufen ſie drinnen: „Wer klopft da?“ So ſagt er: „Der Wanderer.“ Da ſagen ſie: „So wandre weiter und laß uns ſchlafen.“ Er aber klopft wieder und ſie ſagen wieder: „Wer klopft da?“ So ſagt er: „Der Freudenbringer!“ Sagen ſie: „Wir kennen keine Freude, weder geſtern, noch morgen, noch heute. Wandre weiter und laß uns ſchlafen.“ Klopft er wieder und fragen ſie wieder zum drittenmal: „Wer klopft da?“ Ruft er: „Der Singende, der ein neues Lied weiß!“ Da ſagen ſie: „So ſinge einmal, daß wir dich hören.“ Und nun beginnt er:

„Hört, der jüngſte Tag will werden!
Sternlein fallen auf die Erden;
biegen ſich der Bäume Spitzen,
wo die kleinen Waldvögelein ſitzen,
kommt der liebe Gott gezogen

auf dem schönen Regenbogen,
spricht: Ihr Kinder sollt auferstehn!
Ihr sollt vor meinen Richterstuhl gehn!
Ihr sollt treten auf die Bahn
und Jesus Christus beten an!“

Er singt so schön und so verlockend. Da öffnen die Frauen ein wenig die Türe und lauschen. Darauf wartet der Sänger und jetzt, rasch, wirft er eine Handvoll Nüsse zwischen die Türe. Da bekommen sie das Tor nicht mehr zu und erschrecken und fliehen. Und sogleich tritt er ein und wohnt nun bei den Frauen und sagt ihnen von Gott und wie sie selig werden können. Alle glauben an Jesum Christum und werden fröhlich wie Gottes Engel und fahren aus dem Berg aufwärts gen Himmel und bleiben bei Gott Vater. Frau Holla sitzt neben Gottes Mutter und ist ihre liebste Freundin.

Aber der Wandrer, wenn er das vollbracht hat, ist der reichste Mann auf Erden und gewinnt alle Schätze im Berg, Haufen von Gold und silberne Geräte und Blumen von Edelstein. Und alles ist sein eigen.“

— Als die Mutter die Geschichte zuerst erzählte, war der Knabe vier oder fünf Jahre alt. Danach hörte er sie öfter und glaubte sie ebenso fest wie das Evangelium vom Christ am Kreuze, von dem Kindlein in der Krippe, oder die Sage von Siegfried, der den Drachen erschlug. Ja das Geschichtlein von Frau Holla schien ihn näher anzugehn als alle, weil Thüringen so nahe war. Dorther kamen sein Vater und

seine Mutter. Da saß in den Städtchen und Dörfern ihre Verwandtschaft, so dicht bei dem Glück, und dahin dachte er auch einmal zu kommen, zu sehen, was sich gewinnen ließe. Wenn er nur schneller gewachsen wäre!

Indessen wurde er zehn Jahre. Es war in der Zeit, als allerlei Unglück über den Bergbau zu Mansfeld, und also auch über Hans Luther kam, und er sein langsam herangewachsenes Gut zu verlieren fürchtete, wie es denn zu Zeiten kommt, daß man verzweifeln möchte und alles schief geht und in einem Jahre zu entschwinden droht, was man in vielen mühselig erworben hat. Hans Luther saß am Abend bekümmert zu Haus und klagte, trank kein Bier und sang kein Lied, wie er sonst bei guter Laune pflegte. Frau Margarete weinte und ging immer mit gefalteten Händen herum, so angst war ihr vor der Armut, die sie genug kannte. Dazu zählte sie laut ihre Kinder — es waren vier oder fünf — und bedachte, was sie kosteten und immer noch kosten würden, und war recht verzagt und kleinmütig, obgleich es so sehr schlimm nicht kam, und sie auch vordem mit viel weniger Gut fröhlich und sorglos gewesen war. Aber wer einmal besessen hat, verliert nicht gern und geht nicht gern rückwärts.

Martin begriff der Eltern Sorge wohl und vielleicht mehr als sie dachten und beschloß, dem abzuhelfen. Es schien ihm plötzlich so klar und selbstverständlich, daß die Schätze der Frau Holla nur dalagen und auf ihn warteten, bis er käme über einen Berg und noch einen Berg, zwei oder drei Tage-

reisen immer nach Süden. Da konnte er nicht fehlen. Auch wußte er das Sprüchlein.

Ganz klug und bedacht fing er es an. Von dem Brot hob er sich auf und steckte ein Becherlein beiseite und die so notwendigen Nüsse, von einem Nußbaum dicht bei der Schule. Alles sammelte er in einem Hauseckchen, steckte es an einem schönen Herbstmorgen in seinen Schulsack und machte sich auf, als wolle er zur Schule, bog aber in einem Gäßchen ab, kam aus dem Ort heraus und wandte sich südwärts, bis er die große Landstraße vor der Stadt erreichte, die er gut kannte, und die nach Thüringen und weiter hinweg nach Bayern und in die weite Welt ging. Er nahm einen Stecken, der ihm handgerecht war, von einer Hecke und schritt rasch und kräftig aus, recht wie ein Wanderer nach dem Glücke soll. Nach einer Weile warf er den Stock fort und holte eine Querpfeife hervor, die er immer bei sich trug; denn er verstand die Flöte zu spielen wie einer, hob sie an den Mund und schritt so fröhlich pfeifend und im Herzen jubelnd wie eine Nachtigall südwärts. Wer ihm begegnete, sah ihm lächelnd und wohlgesinnt nach und freute sich des braunen Knaben. Gegen Mittag aß er sein Brot am Wegrand bei einem hölzernen Brünnlein, das da für Pferde und Wandrer aufgerichtet war. Ein Fuhrmann, den er erst überholt hatte, und der mit einer Fuhre Erz gegen Nürnberg hinauf wollte, holte ihn dort ein und machte auch eine kleine Rast. „Wohin er wolle?“ fragte er. „Geradeaus,“ sagte der Knabe, „immer

nach Süden.“ — „Halt ein!“ sagte der Fuhrmann, „immer nach Süden geht weit. In welchen Ort denn?“ „Zum Hörselberg!“ sagte der Knabe. „Zum Hörselberg?“ „Zum Hörselberg!“ „Da willst du wohl Frau Holla und ihrem Gesinde einen Besuch machen?“ „Ja, das wolle er,“ sagte der Knabe. So brauchte der Fuhrmann nicht mehr viel, um den Vogel und seinen Flug zu erkennen. Er erfuhr auch, daß er der Martin Luther aus Mansfeld und Hans Luthers Sohn sei. Den kannte der Fuhrmann und dachte ein Freundesstück an ihm zu tun, lud den Knaben auf seinen Wagen und nahm ihn mit in das nächste Wirtshaus. Dort sperrten sie den Buben in eine Stube, gaben ihm zu essen und zu trinken, schickten aber bei Gelegenheit, die es auf den befahrenen Straßen ja viele gibt, nach Mansfeld und ließen die Eltern wissen, wo ihr entlaufenes Bürschlein zu finden sei. Immerhin verging über all dem ein Tag und eine Nacht. Hans Luther, der sich mit Frau Margarete schon das Herz wund gesucht hatte nach dem Kinde, machte sich sogleich selbst auf den Weg, nicht voll Zorn, wie ihr denkt, sondern ganz still und glücklich, daß er ihn wiedergefunden.

Dennoch trat er ihm hart und drohend entgegen. Aber als er ihn wie ein Bündlein Jammer am Boden liegen und aus Verzweiflung über seine Gefangenschaft ganz in Tränen zerflossen fand, trocknete er ihm das Gesicht und nahm ihn ohne viel Worte bei der Hand, zahlte seine Schuldigkeit, dankte und ging heim. Auch auf dem Weg sprach er nicht

viel, als: „Sieh dich vor!“, „Spring übers Wasser!“, „Stoß dich nicht an den Stein!“ Auch hob er ihn über einen Bach und was sonst an Hindernissen im Wege war; denn er ging nicht die Straße, kannte die Feldwege und wollte vor Nacht noch der Mutter den Sohn bringen. Erst wie sie dicht über Mansfeld waren und unterdessen schon eine helle Nacht voll Sterne heraufgekommen war, blieb er plötzlich stehen, wandte sich zu dem Knaben um und fragte: „Wo wolltest du denn hin und warum bist du fort?“ Und nun erzählte ihm Martin von dem Ziel und der guten Absicht seines kindlichen Herzens, schuldbedrückt und doch vom Vater recht verstanden. Der nahm ihn her und drückte ihn an sich: „Kind,“ sagte er, „das wollen wir Gott überlassen, daß er uns hilft, und unseren eigenen Händen, die Gott segnen möge. Auf die Geister ist kein Verlaß und daran halte dich ja nicht. Wer redlich wirkt, der hat genug getan. Wer sich rührt, dem fehlt auch zuletzt der Lohn und die Freude nicht. Die Hörselberge und ihre Schätze laß du den Träumern und den Frauen. Das ist ihrer Art. Aber ein Mann verläßt sich lieber auf sich selbst, und auf Gott, das versteht sich, und auf Sante Anna, wenn er ein rechter Bergmann ist, aber auf niemand anders, nicht auf Zauberworte und Wunderdinge. Du wirst nun alt genug, bald wie ein Mann zu denken. Danach halte dich.“ Er strich ihm über das Haar und wollte weiter gehen. Soviel Worte auf einmal hatte er noch nie zu dem Knaben gesprochen. Dem schlug das

Herz erlöst, voll Liebe, Stolz und Ehrfurcht. Er umklammerte den Vater und zog ihn herab und küßte ihn immer wieder in den struppigen Bart. „Laß es gut sein,“ sagte Hans Luther. „Nun wollen wir zur Mutter gehen.“

Hand in Hand stiegen sie eilig gegen das dunkle Städtchen hinab.

XI.

Wie iſt die Welt voll Jammer und Elend, voll Seuchen und Kriegsgeſchrei und böſer Taten! Wie iſt das eigene Herz ſo eine dunkle Kammer voll Greuel, voll tiefer Fallen, voll Hinterliſt und unentrinnbarer ſündiger Gedanken! Die Nacht iſt angefüllt mit Grauen, der Tag mit Blendwerk. Das ganze Leben iſt eine Wanderung zwiſchen Abgründen und Wolfsgruben, zwiſchen Schwertern und Flammen. Die Welt iſt ein Haus der Mühſal, der bitteren Leiden und Krankheiten. Wer hilft der armen geplagten Kreatur, dem Menſchen?

Wohl iſt Gott Vater oben im Himmel, aber ſo weit! Hört er auch eines armen Bauern und Bergmanns Rufen? Es gibt ihrer ſo viele. — Wohl iſt Gott Sohn für uns alle geſtorben am Kreuz, daß wir ſelig werden ſollen, wie wir hoffen. Aber es iſt klar vor Augen, daß er nicht alles Leid von uns abnehmen kann noch mag. Wer darf es auch wagen, alle die kleinen Nadelſtiche und Plagen, ſein Herzweh, ja ſein Augen-, Ohren-, Fuß- und Zahnweh, alle die ſpitzen kleinen Dornen, die das Leben durchbohren, vor ſeine hohe Majeſtät zu bringen. Er iſt ein großer Herr oben im Himmel, und wir ſind ein arm Geſinde.

Aber er hat ſeine armen Kinder auch hierin nicht ohne Troſt gelaſſen. Wie der Teufel die böſen, ſo hat er um ſich ſeine guten Geiſter, die ſeine Befehle tun, und den Menſchen beiſtehen in aller Not, die Heiligen und Nothelfer, die ſelber

Menſchen waren und Menſchenart kennen. Wenn ſie auch keine göttliche Macht haben, ſo vermögen ſie doch viel. Und wenn ſie auch nicht alles Leid abwehren, ſo ſind ſie doch ein Troſt und ein Beiſtand. Wer ſie anruft, fühlt ihre kühle Hand auf ſeiner heißen Stirne, fühlt einen Stab in ſeiner Hand, einen feſten Boden unter den unſicheren Füßen. Selbſt im Tod verlaſſen ſie den Gläubigen nicht.

Wer des Tags einmal anſicht
Sant Chriſtoph von Angeſicht,
dem iſt der böſe Tod ein Nicht,
und ihm des Tags kein Leid geſchicht;

der kann nicht ſterben ohne das heilige Sakrament; dem beſchützt Sant Michael die entfliehende Seele auf dem Himmelsweg, daß ſie nicht den Teufeln in die Hände fällt, die ihr auflauern.

In der Kirche Sant Georg zu Mansfeld war ein hübſches Bild von Sante Anna. Sie iſt die Schutzheilige der Bergleute bis auf den heutigen Tag und ſegnet ihre Hände mit Reichtum, bewahrt ſie vor Armut, taubem Geſtein und böſen Wettern.

Hans Luther hielt dies Bild in hohen Ehren und führte auch ſeinen Sohn zu ihm und ſie beteten miteinander zu der ſchönen, mit Gold und edlen Farben geſchmückten Frau. „Der gib dein Herz,“ ſagte der Vater, „ſie iſt das beſte Opfer wert und wird dich und mich nicht verlaſſen. Das iſt nützlicher und chriſtlicher, als zu Frau Holla wallfahren.“

Als es bald danach mit Hans Luthers Gut und Weſen

wieder bergauf ging und die Gefahr vorüber war, zweifelte er nicht, daß Sante Anna daran ihr gut Teil habe. Martin, der die Eltern fröhlich aufatmen sah, war voll Dankbarkeit für die schöne Frau, ja sie wurde die erste glühende Liebe seines Herzens. So oft er vermochte, schlich er in die Kirche zu dem Bilde wie zu einer Geliebten, kniete vor der Heiligen auf dem Bänkchen und sah sie an. Sie lächelte und glühte immer schöner in überirdischem Glanz, wenn die Kerzen flackernd über ihr Gesicht leuchteten. Und der Knabe dachte nicht daran, daß sie vielleicht nicht leben könnte. Sie war ihm so wirklich und gegenwärtig wie seine eigene Hand. Sie sah ihn, sie hörte ihn, wenn er sie so inbrünstig ehrte. Er gedachte ihr eine große Freude zu machen.

Wie ihr wißt, spielte er die Flöte. Es war seine größte Lust einsam für sich zu sitzen und, das Querholz am Munde, zu spielen was ihm einfiel, in Tönen hin- und herwandernd. Dann sah er nichts als Wohllaut, hörte er nichts als Wohllaut und war wie entrückt und im Himmel. Vor Menschen spielte er nicht gern. Aber der Heiligen dachte er dies, sein Bestes, wie ein Opfer darzubringen.

An einem heißen Sommermittag, zu einer Stunde, wo er gewiß war, niemand in der Kirche zu finden, schlich er zu dem Altar von Sante Anna, hob die Flöte und spielte vor ihr und ihr zu Ehren. Ganz hingegeben ward sein Herz selbst wie ein tönend Instrument und spielte auf seinen Lippen Preis, Dank und Anbetung.

Indessen trat der älteren Kirchendiener einer, der aus irgendeinem Grunde an dem heißen Mittag nicht schlief, wie alle andern, an ein Seitenpförtchen des Domes und wollte eintreten. Erstaunt hörte er das zarte schwebende Flötenspiel drinnen, öffnete leise die Türe, schlüpfte hinein und sah das Wunder.

Da stand ein brauner, nackтbeiniger Knabe, hielt eine Flöte am Mund und spielte. Und aus der Flöte, seht, drangen nicht Töne allein, nein, wuchs wie aus einer schmalen Wurzel ein schöner rankender Rosenstock und stieg sich verzweigend und verästelnd in anmutigen und unendlich mannigfaltigen Windungen und wie von innerem Leben getrieben hoch durch den dämmrigen Kirchenraum bis unter die Wölbung, hing voll Rosen, wie das Gras in der Frühe voll Tautropfen, und leuchtete, als durchriesle ihn eine innere Sonne. Und was das Zierlichste war: bei jeder Rose, auf jedem Zweig, bei jedem Blatt fast, saß ein kleiner bunter Vogel und sang. — Da waren Amseln und Drosseln, die lauten Rufer, Rotkehlchen und Grasmücken, die feinen Silberschmiede der Töne, da lachte der Pirol, hämmerten die Finken, zwitscherten die Meisen frühlinghaft, pfiffen die Goldammern, die lustigen Gassenbuben, ihr derbes Sprüchlein. Und oben, ganz oben unter der Wölbung auf schwankendem Zweig saß ihrer aller Königin die Nachtigall, und überrieselte mit ihrer Stimme den ganzen Baum wie mit einem lieblichen silbernen Wasserfall von Licht und Tönen.

Der Alte sah das alles, hörte das alles und sah und hörte es doch nicht. Sein Käpplein, das er in der Hand hielt, entfiel ihm. Er mußte sich hinterrücks anlehnen, als er jetzt sah, wie Sante Anna selber sich aus dem Rahmen ihres Bildes löste, langsam gegen den Knaben herabtrat, der sie nicht zu sehen schien und zu spielen nicht aufhörte. Zuletzt schob sie ihm die Flöte leise vom Mund und drückte ihre Lippen fest auf die seinen. Da vergilbte der Rosenstrauch von unten herauf, verschwamm ins Ungewisse wie ein Spiegelbild und löste sich mit einem leisen süß verhauchenden Echo auf in dem dämmernden Schein der bunten sonnigen Fenster.

Der Alte kniete am Boden und neigte sein Angesicht. Als er aufsah, schob der Knabe eben die hohe Kirchentüre auf, ein breiter Sonnenstrahl stürzte sich über ihn und floß weit in die Kirche hinein. Dann war er hinaus. Der Alte, der nicht wußte, wer das gewesen, wollte ihm erst nacheilen. Aber er besann sich dann, daß dies nicht Wirklichkeit sei, und ging zu dem Bild der Heiligen.

„Sante Anna," sagte er und kniete vor ihr, „du hast mir eine große Gnade erwiesen. Ich weiß nun, daß ich bald sterben muß. Ich sehe Gesichte und höre die Musik der Engel. Sei du meiner armen Seele gnädig in ihrem letzten bitteren Stündlein."

Mit zitternden Schritten ging er heim und bestellte sein Haus. Von der Erscheinung aber sprach er zu niemand. Er wartete geduldig auf den Tod, der ihn, da er ein alter Mann war, nicht zu lange warten ließ.

XII.

Hans Luther und seine Frau bedachten, was aus ihrem Sohn Martin werden solle. Hans hatte lange gemeint, er müsse ein Bergmann werden, wie sein Vater. Er brauche darum ja nicht in die Grube zu steigen. — Hans besaß damals schon drei eigene Schmelzfeuer im Tal und war eher ein Bergherr als ein Bergmann. — Aber die Frau, der Pfarrer und der Lehrer bewiesen ihm, daß es ein Jammer sei, wenn er den Knaben mit den Händen statt mit dem Kopf arbeiten lasse, wozu er gemacht sei. „Einen guten Kopf," sagte Hans, „braucht man in allen Berufen. Und kluge Leute gibt es nicht nur unter den Studierten. Aber alles will jetzt auf die Schulen, als hinge das Heil der Seele davon ab. Ein tüchtiger Bergmann oder Bauer ist mir lieber als ein untüchtiger Gelehrter. Und wo mehr Glück und Zufriedenheit wohnt, das ist auch keine Frage." Doch gab er sich zuletzt darein, daß Martin die Schulen besuchen und ein Studierter werden solle. „Er soll aber ein Jurist werden," sagte er. „Die Doktoren des Rechts stehen jetzt neben Kaisern und Königen. Es ist ein Studium, das vorwärts bringt, das seinen Mann nährt und seinem Glück nicht im Wege ist."

„Die Rechtsgelehrten und Advokaten," sagte Margarete, „müssen Schleicher und Heuchler sein. Davon ist garnichts in ihm. Sie betrügen alle Welt. Das soll er nicht lernen. Niemand liebt sie. Alle fürchten sich vor ihnen. Sie verderben die Welt und die Gerechtigkeit mit ihren Gesetzen.

Ich wollte lieber, er hülfe den Menschen und diente Gott besser als so ein Jurist. Er sollte wohl Priester werden."

„Nicht um alles in der Welt!" rief Hans Luther. „Davon ist garnichts an ihm. Ich will nichts gegen die Priester sagen. Man schilt sie jetzt allzu viel auf allen Gassen. Aber meinen Sohn will ich nicht in dies Gefängnis stecken. Ich will einen fröhlichen Menschen aus ihm machen. Ich will Enkel auf meinen Knieen schaukeln und eine hübsche Tochter mit ihm erwerben. Ich will keine toten, absterbenden Zweige an meinem Baume haben. Dazu hat er zuviel Saft und Leben. Nein, daraus wird nichts und das will Gott selbst nicht."

Die beiden saßen zusammen in ihrer Stube. Es war ein Sonntag und das Fenster war offen.

Indem hörten sie draußen einen Lärm und Martins Stimme rufen. Sie traten an das Fenster und sahen, wie er zwischen den Hecken einem Knaben gegenüberstand und hitzig auf ihn eindrang.

Martin hatte im Garten unter den Obstbäumen gesessen und einem Vogelpärchen zugeschaut, das da dicht über ihm aus allerlei Halmen, Federchen und solcher leichten Ware mit Eifer sein Nest zusammenflocht. Es waren kleine Meisen, die immerzu einen lustigen Lärm zu ihrer Arbeit machten, mit den Schwänzchen wippten, dienerten und huschten. Zuweilen hielten sie einen Augenblick still, sahen auf den Knaben nieder, als fiele ihnen ein, daß sie sich eigentlich vor ihm fürchten müßten, aber, als dächten sie dann: „Ach was!"

schüttelten sie sich und wirtschafteten emsig weiter. Schon rundete sich der kleine leichte Bau und Martin sah ganz ehrfürchtig hinauf und dachte: „Wie hübsch es sein wird, wenn sie nun Junge haben, und ich will einen stachlichten Dorn um den Stamm binden, daß keine Katze hinauf kann." Dabei sah er über die Hecke hinweg und sah einen Burschen den Berg herab kommen mit Leimruten und Weidenkäfigen, in denen es jämmerlich piepste. „Der Vogelsteller!" dachte Martin und stand auf. „Er ist wieder ausgewesen und hat die kleinen armen Kerle in seine engen Gefängnisse gesperrt, und wird ihnen die Augen ausstechen und allerlei solche Grausamkeit begehen, damit sie ihm und anderen solchen Narren, die Vögel in Käfigen anschauen können, singen müssen."

Es war Martin, als wäre da vor seinen Augen die häßlichste Katze über seine Lieblinge gekommen. Er schlüpfte durch den Zaun und stand vor dem andern. Martin war damals vierzehn Jahre alt.

„Laß die Vögel frei!" rief er. „Es sind unsere Vögel, die du gefangen hast."

Der andre, ein wenig größer und stärker als Martin, lachte. „Eure Vögel? Die gehören niemand. Was geht das dich an?" „So viel," sagte Martin, „daß ich meine, du bringst sie nicht heim." Er griff nach den Körben. Der andre stellte sie schnell hinter sich, um die Hände frei zu bekommen, und trat breit davor. „Geh mir aus dem Weg!" sagte er, „und kümmere dich nicht um mich und meine Vögel!" Aber

Martin drang mit erhobenen Fäusten auf ihn ein, und sie schlugen aufeinander los, tapfer wie Helden in der Schlacht und mit ebensoviel Ernst, Erbitterung und guter Ursache.

Hans Luther und Frau Margarete sahen schweigend eine Weile zu. Dann, als es der Mutter schien, daß ihr Sohn dem Größeren erliegen müsse, und als sie dachte, daß es jetzt genug sei, rief sie ihn an. Darüber erschrak nun der fremde Bursche mehr als Martin, blickte auf, sah auch den Vater Luther so nahe am Fenster, verlor den Mut und lief, ohne seine Körbe, scheltend davon. Martin machte sich sogleich darüber und ließ die kleinen Gefangenen heraus, die schreiend und voll Angst und schnell wie gefiederte Pfeile davon schossen. „Siehst du," sagte Hans Luther zu seiner Hausfrau. „Er wehrt der Ungerechtigkeit. Er tritt ein für die Schwachen und Bedrängten. Er soll Jurist werden."

„Daraus läßt sich freilich alles ableiten," sagte Margarete. „Er liebt die Sänger und Pfeifer: er wird ein Musikus. Er liebt die Freiheit und mag lieber herumfliegen als still sitzen: er wird ein Landfahrer und Poet. Er erlöst die gefangenen Seelen: er wird ein Priester."

„Nur ein Jäger und Fallensteller wird er nicht," sagte Hans Luther.

Als Martin hereinkam, sah er arg zerrauft aus. „So geht es," sagte der Vater, „wenn man sich fremder Sachen annimmt. Das lerne beizeiten. Solche Wunden muß man erwarten und tragen lernen."

— „Wir bedachten," sagte die Mutter, „was du nun werden und lernen wirst, wenn du nun auf die Schulen gehst."

„Ich will ein Kriegsmann werden, Mutter," sagte Martin noch ganz glühend vom Kampf.

Da lachten beide Eltern. „Dann vergiß aber ja nicht," sagte der Vater, „die Mutter mitzunehmen, daß sie zur rechten Zeit deine Feinde erschreckt und in die Flucht treibt."

XIII.

Als Martin in seinem vierzehnten Jahr der Mansfelder Schule entwachsen war, beschloß Hans Luther ihn auf die Schulen nach Magdeburg zu schicken, die zu der Zeit einen besonderen Ruf im Lande hatten. Frau Margarete trennte sich mit vielen Tränen von ihrem Sohn. Hans Luther hielt mehr von guten Ermahnungen, wie es der Väter Art ist. Mit einem Ränzlein voll Wäsche, Speise und ein wenig Geld machte sich Martin auf den Weg. Ein Schulfreund, Johannes Reinicke aus Mansfeld, ging mit ihm.

Als die Dächer und Türme der Heimat hinter den beiden Knaben im Boden zu versinken schienen, wurde ihnen das Herz schwer, und sie liefen wieder ein Stückchen zurück, sie noch einmal anzuschauen. Dann schwangen sie ihre Hütlein und sangen:

Mansfeld ich muß dich lassen,
ich fahr dahin mein Straßen,
ins fremde Land dahin.
Herberg, da ich möcht weilen,
wo werd ich sie ereilen,
wenn ich im E=e=e=lend bin?

Es war kurz nach Ostern, noch hier und da ein Schneefleck im Schatten der Wälder und Hügel. Aber an den Grabenrändern blühten schon die ersten gelben Blumen, die ihre Farbe von der frühen Sonne haben, und wer vorüber

ging, bückte sich und schmückte seine Kappe damit und ging fröhlicher weiter, ein Bote des Frühlings, wohin er kam. Das tröstete auch die beiden und zuletzt vergingen ihnen vor Wanderlust alle trüben Gedanken, oder zogen doch nur so fern über sie, wie die weißen Wolken hoch über dem sonnigen Land. Sie eilten vorwärts, sprangen und liefen in die unbekannte Welt hinein, immer neugierig, wie es doch hinter dem nächsten Hügel sich öffnen und ausbreiten würde. Dann wurden sie stiller, setzten sich und aßen von ihren Vorräten, fuhren auch gegen Abend ein Stück Wegs mit einem Bauern oder einem Fuhrmann, blieben zur Nacht um Gotteslohn und um einen Batzen in der Herberge, kamen endlich auf eine breitere Straße, die geradenwegs nach Magdeburg hineinführte, verwunderten sich sehr über den großen Elbstrom, den sie von fern leuchten sahen, und schlichen zuletzt, verschüchtert und sich ängstlich bei den Händen fassend, durch die Tore und stattlichen Straßen der fremden Stadt. Sie gaben ihre Briefe bei Herrn Paulus Moßhauer ab, der ein hoher Herr am bischöflichen Hof, aber ein gutes Mansfelder Kind war und die beiden Schülerlein freundlich und väterlich begrüßte und beriet, wo sie unterkommen und wo sie die Schule besuchen sollten.

Es kam eine schwere Zeit für Martin.

Er hatte bitteres Heimweh, nicht nach den Seinen allein, mehr noch nach Mansfeld dem Städtchen, nach dem Garten am Haus, nach Berghang und Wald, nach den Wiesen und

Blumen, den Schmetterlingen und den Vögeln, seinen Lieblingen. Die große Stadt schien ihm wie ein steinerner Brunnenschacht, auf dessen Grund er lebte. Selbst die Sonne und die Sterne waren hier noch ferner. Aber all das war nur natürlich und war das Schlimmste nicht.

Er mußte mühselig seinen Unterhalt verdienen, wie alle fahrenden Schüler. Er sang in den Kirchen um Geld, auf den Straßen um Brot, und ging an den Freitischen, oder wo sonst Mildtätigkeit ihm die Türen öffnete, zu Gast. — Aber auch das war nur gewöhnlich und konnte ertragen werden. — Hans Luther, der den Sohn wohl hätte reichlicher ausstatten können, hielt dafür, daß Not und Arbeit eine gute Schule sind, den jungen Herzen notwendig, wie der Hammer dem Eisen, wenn es fest und zäh werden soll. —

Martin war mit einem kindlichen, vertrauenden und fröhlichen Herzen nach Magdeburg gekommen. Das Haus seiner Eltern war ein Haus der stillen lauteren Freude gewesen. Hans Luther und seine Hausfrau gingen allen Sorgen zum Trotz mit gutem Vertrauen und Wohlgefallen durch dies Leben. Sie glaubten an Gott und ehrten die Gebräuche, aber verachteten nicht Gottes Welt und was er Gutes darauf wachsen und werden ließ. Sie dachten, wer hier redlich und nach Kräften wirkt, dessen wird sich Gott auch dort erbarmen, den muß er gelten lassen. Sünder sind wir alle. Sterben müssen wir alle. Aber es ist uns doch auch manche Freude gegönnt. Wer wollte die ungenutzt vorüber lassen?

So hatte es auch Martin mit ihnen gehalten. Aber jetzt erfuhr er es anders.

Er ging in die Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben oder der Nullbrüder, wie das Volk sagte, als habe es andeuten wollen, daß ihnen alles null und nichtig ist. Es war eine Gemeinschaft ernster bedächtiger Männer, die mit vereinten Kräften diese sündhafte Welt zu überwinden trachteten. „Es ist alles eitel!“ war ihr tägliches Lied. „Alles auf Erden ist böse und des Teufels, nicht nur die großen schlimmen, auch die kleinen, scheinbar so harmlosen Dinge. Eitel ist das Lachen, und eitel ist jede Lust. Eitel ist Gesang und Tanz; eitel jede irdische Freude, denn sie lenkt von dem ab, was sich alleine lohnt, dem Reich Gottes und der mühseligen Wanderschaft dorthin. Dahin führt nicht Tanzen und Fröhlichsein, nicht gut Essen und Trinken. Dazu hilft es nichts, sich mit Blumen zu schmücken und den Liedern der Vögel zu lauschen, die Flöte zu spielen, oder Verse zu machen. Vielmehr alles das betäubt nur die Seele und führt sie irre, als ginge es ihr wohl. Wer aber weise ist, flieht alle Zerstreuungen und Eitelkeiten und bedenkt immer, daß er in der Fremde ist, daß er ein armer Sünder ist vor Gott. Wie darf es ihm wohlgehn? Ja, wem es übel geht, und wer mit Tränen durch dies Jammertal wandert und alles verachtet, was ihn trösten und locken will, ja wer verzweifeln und ganz verzagen muß, der allein ist im rechten Stand und auf dem rechten Pfad.“

Wie ein schwerer Nebel sank es auf das empfindliche Herz des Knaben. Die schöne Welt ging unter in einer grauen trägen Flut. Die Blumen blühten nicht mehr. Die Vögel sangen nicht mehr. Alle Farben verloren ihren Schein. Seine Flöte legte er fort und spielte nicht mehr. Jedes Lachen wollte er aus seinem Herzen reißen. Jede Freude, die unversehens über ihn kam, drückte ihn wie eine Schuld. Wie alles, so ergriff er auch dies mit ganzem, leidenschaftlichem Herzen. Es zerrüttete in kurzer Zeit seine Seele und seinen Leib. Selbst in der Nacht schreckten ihn Träume und Gesichte.

An einem Tage, als er mit anderen Schülern durch die Stadt ging, begegnete ihnen da ein Mönch in ärmlicher Kleidung, den Bettelsack gefüllt auf dem Rücken. Er sah zart und gebrechlich aus und wankte unter der Last. Ein anderer ging mit ihm und half ihm, wenn er nicht weiter konnte. Aber immer wieder nahm der Zarte die Last allein auf sich und schleppte sie, als trüge er sein Kreuz. Das Volk, an dem er vorüber kam, grüßte ihn ehrfürchtig und lief zusammen, wie zu einem Gaukelspiel. Da erfuhr Martin, daß es ein hoher Herr und ein Fürst von Anhalt sei, der so zum Knechte geworden und sich vor aller Welt erniedrige um der ewigen Seligkeit willen. Das fiel dem Knaben aufs Herz, als trüge er selbst die Last auf seinen kleinen Schultern. „O weh!“ dachte er, „so schlimm steht es also mit uns, daß ein Fürst seinen Reichtum, sein Wohlleben, seine Schlösser

und Burgen, seine Diener und Jagdhunde, gut Essen und gut Kleid, alles daran gibt und einen Bettelsack nimmt und wie ein Narr vor den Augen der Leute durch die Straßen zieht — alles nur der armen gefährdeten Seele wegen. O, wie weit bin ich davon und wie muß ich noch viel Leid tragen, daß mir Gott gnädig wird!“

In der Nacht hatte er einen bitteren Traum. Es war ihm, als steige er in seinem Hemdchen und mit bloßen Füßen eine hohe, hohe Leiter hinan, die geradenwegs aufwärts in den Himmel stieg. Unter ihm in der nahen Tiefe war alles voll hochaufschlagender Flammen. Vor ihnen floh er aufwärts. Scheußliche Ungestalten griffen nach ihm, und Wolfsrachen und allerlei Greuel taten sich auf, ihn zu verschlingen. Er stieg und stieg und eilte die Leiter hinan, so schnell es gehn wollte und war ihm doch, als komme er nicht von der Stelle. Ganz hoch, hoch oben am Ende der Leiter war eine schöne weiße Wolke, und jetzt sah er Christus den Herrn, wie er es von manchem Bild gewohnt war, über der Wolke auf dem Regenbogen sitzen: Ein Schwert stak in seinem Herzen, aber der achtete es nicht. Und ein anderes Schwert war in seiner Hand. Himmlische Glorie leuchtete um den Herrn, und er sah starr geradeaus weit über den Knaben hinweg, der da zu ihm hinaufstrebte. Langsam schien die göttliche Gestalt immer höher zu entschweben — vielmehr die Leiter mit dem Knaben sank abwärts ohne Aufhalten. Martin lief in tödlicher Angst die Stufen hinan, und

jetzt fühlte er, wie seine Füße und Hände wund wurden. Die Stufen der Leiter waren ja Schwerter, waren scharfe Schneiden, die sich in sein Fleisch gruben. Flammen umhüllten ihn. Ein Teufel sprang ihm in den Nacken und drückte ihn abwärts. Mit einem Schrei ließ der Knabe los, stürzte und erwachte in seinem Bett, aufgerichtet und mit entsetztem Herzen. Es flatterte in seiner Brust wie ein Vogel im Käfig.

— Als Martin nach einem Jahre von seiner ersten Schülerfahrt heimkam, schien er den Eltern ganz verwandelt. Er schlich durch das Haus, sprach nur leise und sah bleich und mager aus. Seine dunklen Augen glühten wie Feuer in seinem blassen schmalen Gesicht. Er sang nicht mehr und spielte nicht. Das gefiel Hans Luther und auch der Mutter garnicht. „Es ist die erste Not und es sind schwere Jahre für die Jugend," sagte Hans Luther. „Er muß sich zurecht finden." Er drang nicht weiter in den Knaben. Die Mutter, die ihn zu ergründen versuchte, erfuhr auch nichts.

An einem Sonntagabend, als sie beisammen saßen, Hans Luther, Margarete und die Kinder, und Hans einen Krug Bier getrunken hatte, fing er an zu singen, wie er an frohen Tagen liebte, allerlei lustiges nichtsnutziges Zeug, von den Vögeln, die Hochzeit machen, von den drei Bauern und dem Bären, und dergleichen, wie man zum Bier singt:

Nun drauf ihr Helden! dran! und dran!
Das Fäßlin hat kein Panzer an!

Auch die Buben sangen mit, nur Martin saß schweigend

und verdüstert dabei. „Sing, mein Junge, sing!" sagte der Vater. „Mach kein so sauertöpfisch Gesicht. Ist das alles, was du zu Magdeburg gelernt hast, wie ein Buz zu schauen?"

Aber der Knabe schüttelte mit dem Kopf und plötzlich füllten sich ihm die Augen mit Tränen. „Es ist eine Sünde!" rief er. Es brach wie ein Schrei aus seinem gepreßten Herzen. „Es ist eine Sünde fröhlich sein. Es ist eine Sünde so lästerliche Lieder zu singen." Er stürzte hinaus und nach seiner Kammer.

Hans Luther pfiff durch die Zähne und wollte ihm nach. „Weht der Wind zu Magdeburg aus dem Eck?" sagte er. „Und sollte doch ein Pfaffe in ihm stecken? Da will ich früh genug dawider sein." Er setzte sich und sang den Abend nicht mehr.

Martin lag in seinem Bett und schluchzte und betete für seinen Vater.

Als aber die Vakanz herum war, schickte Hans Luther seinen Sohn auf die Schule nach Eisenach, wo er und seine Hausfrau Verwandte und Freunde hatten, und wo er den Buben besser unter Aufsicht zu halten und eine fröhlichere Straße zu führen dachte.

XIV.

Lange vor dieser Zeit lebte ein Ritter, ein Minnesinger, ein fröhlicher Bursch das halbe Leben lang. Dann aber verdüsterte sich, ich weiß nicht wie, sein Gemüt. Vielleicht betrog ihn eine schöne Frau. Vielleicht verlor er, was er liebte, auf andere Art. Vielleicht war es auch nur ein vorübergehender Schatten des Blutes, oder nur ein Spiel mißgestimmter Phantasie, daß er sich hinsetzte und schrieb ein langes schön gereimtes aber böswilliges Lied auf „Frau Welt".

Er malte sie, wie wir alle sie kennen, wie sie ihm in aller ihrer Lieblichkeit entgegentrat, mit küßlichem Munde, mit lächelnden verliebten Augen, mit sinneverwirrendem Duft, mit einer Stirne voll Geist und Blicken voll schöner Verführung, mit Wangen wie reife Pfirsichhaut, mit Öhrchen zart zum Kusse und Spiel für verliebte Lippen. Sie stand in Kleidern von flüsternder Seide, trug Ringe von Gold und allerlei edlen Schmuck. Kurz, er malte sie in aller ihrer Schönheit, und was er nur entdecken konnte an Lieblichkeit häufte er auf sie und stellte sie so vor sich, mit ausgebreiteten Armen wie eine Geliebte am schönsten Frühlingstag. — Wie hätte er ihr widerstehen können? Er stürzte in ihre Arme, bereit, sich ihr auf Tod und Leben hinzugeben. Er sank an ihr Herz — aber er fiel wie in einen glühenden Ofen. Ihr Haar, in das er seine Hände grub, wurde zu Schlangen und zu Flammen. Flammen züngelten aus dem schönen Leibe.

Und jetzt sah er deutlich, daß sie nur eine aufgeputzte Larve war, hohl wie eine der Masken, in die die Narren und Schauspieler schlüpfen. Aber innen war weder Fleisch noch Leben. Innen steckte der Tod mit klapperndem Gebein. Innen kroch giftgrünes Gewürm. Aller Greuel der Hölle wohnte in ihr. Voller Entsetzen wandte der Ritter sie um und um und zeigte sie in aller ihrer Scheußlichkeit. Nichts war ihm zu furchtbar, es ihr anzudichten. Ich mag es euch nicht zumuten, länger darauf zu hören, aber es war ein Lied recht nach dem Herzen und Geschmack seiner Zeit. Kein Lied der Liebe fand soviel Beifall. Es vergiftete viele arme Seelen mit Haß und Mißtrauen gegen dieses schöne, dieses süße, vergängliche Leben.

Von einem der Lehrer in der Schule zu Magdeburg hörte auch Martin das Lied und behielt es wie einen schrecklichen Traum. Hinter den Augen jeder schönen Frau sah er die Vergänglichkeit und die gelben Blicke des Todes. Er war ja noch ein Kind, nahm alles ungeprüft für wahr und wußte nicht zu unterscheiden, wo Traum und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart ihre Grenzen hatten.

Als Martin nach Eisenach kam, fand er dort allerlei Verwandte, die sich seiner nach ihren Kräften annahmen. Aber es waren arme Leute. Er verdiente auch weiter sein Brot nach Bachantenart mit Singen in den Kirchen und auf den Straßen. Ein Oheim seiner Mutter, Konrad Hutter, der Küster an der Kirche St. Nikolai war, verschaffte dem Knaben

einen Freitisch bei Heinrich Schalbe, einem frommen reichen Bürger der Stadt. Der hatte auch ein Söhnlein, das in die Schulen ging. Dem half Martin bei seiner Arbeit und nahm ihn mit auf den Schulweg und in die Kirche.

In der Kirche, wo er bei der Messe sang, sah ihn Frau Ursula Cotta, eine vornehme Bürgerin, des Konrad Cotta Ehefrau. Die hatte keine Kinder und fand solches Gefallen an dem Knaben, an seinem andächtigen Wesen, seinem Gesang und sonderlich an dem starken tiefen Feuer seiner Augen, daß sie beschloß, ihn zu sich in ihr Haus zu nehmen. Sie sprach davon mit ihrem Mann, erkundete, wessen der Knabe wäre, und machte es mit Konrad Hutter aus, daß Martin bei ihr wohnen und seinen Unterhalt haben sollte. Martin erfuhr davon weiter nichts. An einem Abend kam der Oheim und hieß ihn sein Bündel packen. Es gebe ein neues und besseres Hausen für ihn. Martin ging mit und trat erstaunt mit dem Oheim vor das große vornehme Haus, das in der Hauptstraße der Stadt lag. „Hier wirst du künftig wohnen," sagte Konrad. „Wie ein feiner Herr." Martin trat schweren Herzens über die Schwelle. Linkisch und schüchtern begrüßte er die Hausfrau, die ihn freundlich willkommen hieß.

Frau Ursula war eben auf dem Wege zu Freunden auf einen Abendtrunk und hatte sich ein wenig festlicher hergerichtet, mit Ringen, Gürtel, Haube und Schmuckwerk. Ihr Mann war nicht daheim. Martin bekam zu essen und wurde in ein kleines sauberes Kämmerchen gewiesen. „Hier soll dein

Heim sein," sagte die Frau, „sieh dich um und geh zu Bett. Morgen wollen wir mehr reden."

Als Martin allein war, kam er sich vor wie ein Vogel im Käfig und wie eingefangen. Eine Unruhe ergriff ihn, als drohe ihm hier in dem fremden Hause Böses. Alle Freundlichkeit der schönen Frau erschien ihm wie eine Gefahr. Ihr Lachen, ihre lustige Rede, das ganze Haus mit Mägden und all seinem Prunk, der weiß Gott bescheiden und kleinstädtisch genug war, aber dem Knaben überherrlich und üppig vorkam — all das stand vergrößert vor seinen Sinnen und machte ihm Angst. Er befühlte prüfend das feine weiße Linnen des Bettes. Und da plötzlich, als er sich schon niederlegen wollte, fiel ihm das Lied von Frau Welt ein. Ohne Zweifel: Üppigkeit und Weltlust strömten von diesem geschmückten Hause aus. Hier konnte, hier durfte er nicht bleiben. Entschlossen zog er seine Kleider wieder an, packte sein Bündel wieder zusammen und setzte sich auf einen Stuhl neben das Bett. Halb schlafend, halb wachend erwartete er so die Frühe. Und als das Haus unten geöffnet wurde, schlich er heimlich hinaus, eilig die Treppen hinab und davon. Erst als er um ein paar Straßenecken war, atmete er tief auf und als wäre er einer tödlichen Gefahr entronnen.

Als Konrad Hutter erfuhr, weshalb Martin davongelaufen war, lachte er unbändig. „Was für seltsame Gespinste du in deinem Hirn hast," sagte er. „Und für dein Alter bist du noch sehr kindisch." Er setzte ihm gewaltig

den Kopf zurecht und überredete ihn, wieder in das Haus zurückzukehren.

Martin wohnte dort bis zu seinem achtzehnten Jahr, solange er in Eisenach blieb. Er wurde gehalten wie ein Sohn des Hauses. Er legte alle bäuerliche Schüchternheit ab und lernte sich unter den Menschen bewegen. Er verlebte fröhliche Jahre halb wie im Traum. Er holte die Flöte wieder hervor und lernte das Lautenspiel dazu. Er band sein Kleid mit bunten Bändern. Er wurde ein guter Schüler und kam vorwärts in den Wissenschaften. Aber doch blieb in seiner tiefsten Seele eine geheime Angst, als wohne er hier wie Tannhäuser im Berg und versäume etwas, das wichtiger als dies alles sei. Zuweilen überschwemmte ihn eine dunkle Melancholie und verleidete ihm alles.

„Ich bin dennoch von Frau Welt gefangen," dachte er. „Ist das nun alles, daß ich ein guter Schüler, ein guter Jurist, wenn es hoch kommt, ein guter Bürger, ein guter Flöten- und Lautenspieler werden soll?"

Gott, der ihn berufen hatte, rüttelte leise an seinem Herzen. Aber Martin verstand es nicht.

XV.

Kennt nicht ihr alle diese dunklen schweren Tage, die nicht durch ein Leid, eine Not, die so schwer werden durch — ich weiß nicht durch was? Alles Leben löst sich in eine graue Nebelflut auf. Wir scheinen uns wie die hilflosen Puppen in der Hand eines Schauspielers, die spielen müssen, was sie nicht wollen und nicht verstehen. Wir entgleiten unseren eigenen Händen wie Schatten. Dunkle berauschende Traurigkeit füllt das Herz bis zum Rand.

An einem solchen Tag sah Martin zum erstenmal Gottes Angesicht und erkannte es nicht.

Es war eine regnerische kühle Zeit. Sein Herz war schon viele Tage stumpf und voll Unlust gewesen. Er schlich herum wie ein kranker Vogel. Alle Welt schien ihm so voll Dämmerung, als wäre es nun für immer Abend und als neige sich alles einem großen Schlafengehen und Versinken zu. Er ging zur Kirche, sang und betete und kam trauriger wieder. Er saß bei fröhlichen Freunden und schlich enttäuscht davon. Er sah den Himmel und die Blumen, die Vögel und die Sterne nicht mehr. Alles triefte grau und weinerlich. Er wollte lernen, und es gelang nicht. Er wollte die Laute spielen, und jeder Ton tauchte ihn nur noch tiefer in Betrübnis bis zum Weinen.

An einem dieser nutzlosen Tage kam ihm von ungefähr in der Bücherei der Schule das heilige Buch, die Bibel, in die Hand. Er blätterte darin und begann an einer Stelle,

mühsam genug, den Sinn der Worte zu entschälen; denn es war, wie sich versteht, eine lateinische Bibel. Er war auf den Lobgesang der Hanna gestoßen wie sie Gott dankt, daß er ihr Samuel ihren Sohn geschenkt hat.

„Es ist niemand heilig wie der Herr. Außer dir ist keiner. Lasset euer großes Rühmen und Trotzen, lasset aus eurem Munde das Alte.

Der Herr tötet und macht lebendig, führt in die Hölle und wieder heraus."

Der Knabe, der sich mit Eifer vorwärts grub, blickte plötzlich auf, ergriffen von einem Gedanken: „Hier halte ich Gottes Wort in Händen. Gott selber spricht zu mir. Was kann mir fehlen?" Als führe ein Blitz nieder, so leuchtete es einen Augenblick lang grell durch sein Inneres. Und jetzt, wie er sinnend auf die Schrift starrte, sahen ihn zwei große gütige und abgrundtiefe Augen an. Der Raum stürzte um ihn. Die Wände sanken hinab. Der Knabe saß auf seinem Stuhl mitten im Himmel, vor dem Angesicht Gottes. Mit gewaltigen Linien, wie ein Gebirge war es vor ihn hingezeichnet. Er sah es nur wie in einem tiefen Traum und als liege ein Schlaf auf seinen Lidern, den er abschütteln müsse. Mit aller Kraft hielt er gebannt den Blick der göttlichen Augen aus, bis sie verschwammen und durchsichtig wurden und tief, tief hinter ihnen, indessen sie vergingen, die Landschaft hereinleuchtete, die vor den Fenstern des Schulraumes lag.

Martin sprang auf, als erwache er. „Ich träumte," sagte er leise. Er wußte nicht, wer ihm begegnet war. Aber eine starke Freude ging in lichten Wellen über sein Herz und spülte alle Traurigkeit hinab. Er schlug das Buch zu, lief hinaus und durch die Stadt in die Felder. Sein Herz sang laut, wie er über die Hügel stürmte. Ein Sturmwind faßte ihn in den Haaren und trug ihn über den Boden, als schwebe er. Fern im Westen stand über den Wäldern die Sonne und schien unter dem Schleier der Wolken herein und übergoß alles mit rotem Feuer, die Wolken, die Wälder, die Äcker, die Dächer. Und jeder Regentropfen an den Hecken, Büschen und Gräsern blitzte wie eine kleine Flamme. Die Erde dampfte von weißem Rauch. Der Knabe blickte mit verzückten Augen in das Schauspiel, bis es blau und blaß wurde. Noch einmal wollte sich vor ihm ganz zart und in der Ferne das Bild des gewaltigen Angesichts formen. Aber es verging sogleich in der Dämmerung. Laut mit sich selber redend und verzückte Worte rufend ging Martin heim.

Als er in die Straßen einbog, rief ihn Konrad Hutter an, der eilig nachkam. „Ich bin schon eine ganze Weile hinter dir," sagte er, „und hole dich nicht ein und du hörst nicht. Du springst und redest ja wie ein Toller. Mit wem sprachst du und wer ging da mit dir?"

„Ich sprach mit niemand und niemand ging mit mir."

„So sehe ich wohl Gespenster? Es ging ein großer Mann in langem Mantel neben dir und du redetest auf

ihn und er auf dich ein, als wäret ihr vertraut miteinander.“

„Nein Oheim. Ich sprach mit mir allein und ihr habt wohl nur meinen Schatten gesehen.“

„Wie es auch ist,“ sagte der andre, „du benimmst dich wie ein Narr. Sah ich dich nicht viele Tage und noch heute herumschleichen, als wärest du krank, und jetzt singst du und tanzest du, als wärest du von Sinnen. Du bist in Fröhlichkeit und Traurigkeit gleich maßlos.“

„Ja,“ sagte Martin. „Es ergreift mich, so oder so.“

„Das ist es eben. Ergreife du es und laß dich nicht so hin und her wehen. Oder willst du nie zu Vernunft kommen?“

Martin ging stiller heim. Er nahm seine Flöte und spielte noch lange leise und fragend, als müsse aus den Tönen eine Antwort kommen.

„Ja ich bin wirklich ein Narr,“ dachte er. „Aber in dem Buch will ich mehr lesen.“

XVI.

Oberhalb Eisenach und am Fuß der alten Landgrafenfeste, der Wartburg, lag ein altes Klösterlein, noch aus der Zeit der frommen Landgräfin Elisabeth, der Heiligen, und jetzt ihrem Dienst geweiht. Barfüßermönche, die nach den Lehren des heiligen Franz lebten, hausten darinnen. Heinrich Schalbe, der auch des jungen Luther Gönner war, unterhielt das Stift, förderte und beschenkte es, um seiner ewigen Seligkeit willen. Das Haus mit der Kapelle lag wie eine Einsiedelei mitten im schönen Buchenwalde. Nicht weit davon trieb eine Mühle ihr Rad, in einem freundlichen Wiesental. Martin stieg mit seinem Schützling, dem Söhnlein Heinrich Schalbes, oft zu den frommen Vätern hinauf, half ihnen bei der Messe oder beim Gartenwerk, und erfuhr unterdessen die schönen Geschichten von den beiden Heiligen, denen der Ort geweiht war, von Sant Franciskus, der erst ein so großer Sünder, ein reicher Jüngling, Schlemmer und Verführer war, und nachher ein so frommer, armer und doch an Liebe so reicher Mann wurde, daß er alle Kreaturen, selbst die kleinen Würmchen im Grase als seine Brüder, Sonne, Mond und Sterne als seine lieben Geschwister erkannte — und von Elisabeth, der schönen Gräfin, die all ihr Leben der Liebe zu den Armen, der Barmherzigkeit und Güte weihte.

An einem schönen Maitag — die Berghänge über dem Städtchen trugen die blühenden Bäume wie tausend Blumen-

sträuße an ihrer Bruſt — ſtiegen Martin und ſein kleiner Geſpiele auf wegloſem Pfad ſchräg durch den Wald gegen das Kloſter hinauf. Sie liefen über die Hänge und Hügel und ſuchten die gelben Himmelsſchlüſſel, blaue Leberblümchen, letzte Anemonen und was ſonſt blühen wollte, umrahmten ſie mit kleinen Äſtchen voll zarten Buchenlaubs zu einem ſchönen Strauß, den ſie vor das Bild der Heiligen zu ſtellen dachten. So kamen ſie an die Rückſeite der Mühle, wo ein Baumgarten hinter dem Hauſe an den Wald ſtieß. Sie brachen durch das Unterholz und ſtanden vor dem ſtachlichten Zaun, der da gegen das Wild gezogen war. Indem ſah Martin, der voran lief, innen im Garten ein junges Mädchen, von ſechzehn oder ſiebzehn Jahren, in ſtädtiſcher Tracht, in einem hellen Kleid. Sie ſtand unter einem blühenden Baum und hielt ein kleines weißes Lämmchen auf dem Arm, bog ihm einen Aſt voll Blüten herab, und nun ſteckten beide die Näschen hinein. Sie hatte ein blaſſes, ſelbſt bei dieſem fröhlichen Tun ernſthaftes Frauengeſicht, das aus einem Gewirr ſchwarzer lockiger Haare ganz ſchmal hervorlugte. Sie war ſo verſunken in ihr Spiel, daß ſie Martins Schritt überhört hatte, aber als jetzt ſein Gefährte lachend und lärmend nachſprang, blickte ſie erſchreckt auf, ſtieß einen leiſen Schrei aus wie ein erſchrockener Vogel und lief eilig, wie ſchwebend, mit wehendem Kleid unter den Bäumen hin dem Hauſe zu. Das Lämmchen, daß ſie zu Boden geſetzt hatte, ſprang luſtig neben ihr.

Als die beiden Schüler um den Garten herum vor die Mühle kamen, blieb Martin zurück und ſah ſich nach der Fremden um, denn daß ſie nicht in dies Haus gehörte, wußte er. Und wirklich fand er ihr helles Geſichtchen hinter einem der Fenſter an die Scheiben gedrückt und von dem Glas verzerrt, als ſähe er ſie durch ein fließend Waſſer. Er ging langſam auf ſie zu, da wich ſie zurück, und doch ſah er noch ihren Blick auf ſich gerichtet, dunkle, übergroße Augen. Sie bewegten ihn ſo, daß er raſch vor das Fenſter trat und ſeinen Strauß zwiſchen die Gitterſtangen klemmte. Das Mädchen ſchüttelte dazu leiſe mit dem Kopf und ſah ihn erſchreckt an. Doch er ließ den Strauß, wandte ſich, und erſt als er über den Hof hinweg war, blickte er um. Ihr Geſicht lehnte wieder dicht an dem Glas. Er ging noch einige Schritte, da klang das Fenſter hinter ihm. Er ſah zurück und ſah den Strauß in ihrer Hand. Sie hatte das Geſicht hinein verborgen. Nur die Stirne und die Augen blickten darüber hinweg. Martin ſtand wie bezaubert. Aber ſein Geſelle rief ihm, kam zurückgelaufen, hing ſich an ihn und zog ihn fort.

Man ſagt, daß wahre Liebe wie ein Blitz iſt, der ein Haus entzündet, ſo entflammt ſie das Herz mit einem Schlag, und nicht das Herz allein, Kopf, Blut und alles, alles. Auch unverſehens wie der Blitz bricht ſie herein, ohne Warnung und ohne Erbarmen. Auch das ganz unwiſſende kindlichſte Herz, das nicht einmal weiß, wovon es brennt, füllt ſie ganz

mit ihrer wilden flackernden Glut an. Das erfuhr jetzt Martin. Bei Tag und Nacht war das Bild des blassen fremden Mädchens und der seltsame Blick ihrer Augen vor seiner Seele, vielmehr innen in all seinem Denken, Träumen und Tun.

Schon am andern Tag war er wieder bei der Mühle mit einem frischen Strauß. Er schlich um den Garten, aber da fand er sie nicht. Er kam vor das Haus, da stand sie hinter den Scheiben als hätte sie ihn erwartet, aber kein Zeichen und keine Bewegung war in ihrem ernsten Gesicht. Und wieder, als Martin näher kam, wich sie zurück und nahm doch den hingelegten Strauß, als er sich entfernte. Alles war wie gestern und wurde auch nicht anders in allen folgenden Tagen, die Martin kam. Aber er begehrte auch nicht mehr als dies und wußte nicht einmal warum er es begehre und warum ein Schauer von Glück über sein Herz lief, wenn er aus der Ferne ihr Gesicht über die Blumen hinweg auf sich gerichtet sah.

Nach einigen Tagen traf er den Müller, den er kannte, und fragte ihn nach der Fremden. „Seid ihr es," sagte der, „der sie so erschreckt hat, daß sie nicht mehr in den Garten will? Es ist eines reichen Bürgers Tochter aus der Stadt. Sie war im Kloster bei den Schwestern und sollte da erzogen werden. Aber sie hat einen Wurm im Herzen und verwelkt. Jetzt meint ein Arzt, hier der Wald und die Luft möchten ihr gut sein, so haben wir ihr ein Zimmerchen ge-

richtet. Aber sie ist euch scheuer wie eine Drossel, sitzt schweigend da, oder spielt mit ihrem Tier. Doch ist sie nie ungut, aber immer ein wenig wie von Sinnen. Ja, die Reichen haben auch ihr Leid und alles Gut hilft da nicht."

„Ich möchte sie wohl näher sehen," sagte Martin.

„Daraus wird nichts werden," sagte der andre. „Ihr habt sie schon genug erschreckt. Ja, wenn ihr ein weißes Lämmchen wäret." „Und wie heißt sie?" „Elisabeth," sagte der Müller.

Es wurde eine wunderliche und doch inbrünstige Liebschaft. Martin war fortan mehr in der Mühle als sonstwo, und kam doch seiner Geliebten nicht näher. Wenn er in das Haus trat, riegelte sie sich in ihre Kammer ein. Aber am Fenster erwartete sie ihn jeden Tag.

Eines Abends brachte Martin die Laute mit und saß mit den Burschen und Mägden, dem Müller und den Seinen vor der Türe und sang. Es war ein mild verglühender Sommerabend. Alle saßen in tiefem Schweigen. Martin griff ein paar Töne, dann sang er leise, was ihm einfiel, fröhliche und traurige Lieder: „Es steht eine Linde in tiefem Tal", „Ein Mägdlein wollte wandern des morgens in der Früh", „Im Himmelreich ein Haus steht" und alles dergleichen. Da öffnete sich behutsam die Türe und Elisabeth trat heraus. Niemand rührte sich, als wäre sie ein scheues Wild. Sie lehnte an dem Türpfosten und ihr Gesicht leuchtete in der Abendsonne. Martin sah es zum erstenmal ganz

nahe. Es war schmal wie die Mondsichel und ganz zart und durchsichtig wie ein Blütenblatt. Zwei tiefe dunkle und übergroße Augen glühten unter den langbehaarten Wimpern. „Sie sind wie die Augen eines Rehes," dachte Martin, „und nicht wie die eines Menschen." Leise, ganz leise und fast unmerklich schüttelte sie nach ihre Gewohnheit den Kopf, als verwundere sie sich über irgend etwas und wisse nicht, was es bedeute. Martin schwieg nun auch und schaute nur zu ihr hinauf. Sie wandte ihr Gesicht von ihm in die Ferne. Und so blieben sie lange in der Dämmerung. Nur der Mühlbach rauschte überlaut in der tiefen Stille. Über dem Wald hob sich die Mondscheibe langsam und noch blaß herauf. Ein paar Sterne standen in dem hellen samtblauen Himmel.

„Wie lange sitzen wir schon hier?" dachte Martin plötzlich. Es war ihm wie eine Ewigkeit. „Es müßte auch immer so bleiben. Und wir alle wären verzaubert." Da sah er wie neben ihn auf die Treppenstufen Tränen fielen. Er blickte erschrocken auf und sah, daß sie aus den Augen der Geliebten unaufhaltsam über ihr Gesicht rollten und so als fühle sie sie gar nicht. Ihre Augen blickten starr in die Ferne.

„Es ist Nacht," sagte der Müller. Alle standen auf und gaben Martin die Hand, zuletzt auch Elisabeth. Er umspannte ihre schmalen knöchernen Finger. Aber sie entzog sie ihm rasch, schüttelte heftig den Kopf und entfloh.

Am andern Tag, als Martin kam, lag die Kranke zu Bett, und er sah sie nicht. „Es hilft alles nichts," sagte der

Müller. „Sie wird von innen her aufgezehrt." „Sie ist leicht wie eine Feder," sagte die Müllerin.

Am dritten Tag kam Martin an ihr Bett. Sie schlief aber schon wie eine Tote. Als sein Blick ihre geschlossenen Lider traf, öffnete sie die Augen, und nun erst sah er den ganzen Abgrund dieser Blicke, die ihn umfingen und ihm die Sinne verwirrten. Er sah ihre Augen groß wie zwei Sonnen, die ihn still und überschwänglich und doch so weither und fremd anstrahlten. Wieder schüttelte sie leise den Kopf, lächelte unsagbar verzagt und traurig und wandte sich hinweg. Ein weher Ton kam über die zusammengepreßten Lippen.

Am andern Tag fand Martin eine Tote, schon im weißen Kleide. Weihrauch und Kerzenduft füllten das Zimmer als er eintrat. Er sah sie mit erhöhtem Kopf auf den Kissen liegen, einen Kranz von Wachsblumen wie einen bleichen Brautkranz im Haar. Ihr Gesicht schien gealtert und seltsam klug und frauenhaft. Als Martin das kleine fast durchsichtige Ohr und den schmalen weißen Nacken unter dem aufgesteckten reichen Haar sah, schlug er hart auf den Fußboden hin. Man brachte ihn zu sich und trug ihn in das Kloster hinüber.

Dies war das erste und einzigemal, daß Martin der Liebe erlag. Die Gestalt dieses fremden blassen Kindes blieb zwischen ihm und allen Frauen. Erst lange nach all diesem — doch das werdet ihr ja erfahren.

XVII.

Es konnte geschehen, daß Martin plötzlich mitten in einem Wort, mitten in einer Arbeit, einem Anschauen und einem Gedanken innehielt und erstaunt und mit schrecklicher Verwunderung das Leben betrachtete und dies seltsamste aller Wesen: Ich, in dem wir selbst stecken und sind, und das so rätselhaft und fremd ist wie der fernste Stern. Er blickte verwundert auf seine Hand, das vielgliedrige schöne Gebilde, das sich nach dem Wunsch des Herzens bog und streckte, dehnte und gelenkig bewegte, auf seine ganze Gestalt, in der so viel Schmerz und Freude, Lust, Begehren und Verzagen wohnte.

Die Welt um uns ist schon seltsam genug, und wer versteht sie? Was wissen wir von dem nächsten, dem liebsten Menschen, unter dessen Haut wir nicht wohnen, was von dem Baum, unter dessen Rinde wir nicht kreisen, was von dem Tier, von allem, in das wir nicht schlüpfen können? Aber das ist alles auch ein Fremdes, durch unübersteigbare Klüfte von uns getrennt.

Wissen wir denn mehr von dem, was unsere eigene Haut umschließt? Das schmale Gebäude der Stirn, in dem die Gedanken wohnen, das unruhige, klopfende, leidende und lachende Herz, diese Augen, aus denen so wechselnde Flammen schlagen, dieser Leib voller Begierden — was ist das? wozu ist es? woher kommt es und wohin geht es?

Martin war sich selber oft wie ein Fremder, ja schlimmer, er war sich selber unheimlich und grauenhaft in dieser Dunkelheit der Fragen und Gedanken. Wie sollte er den Leib zu einer Wohnung für Gott machen, das finstre Haus, in dem so fremde Lüste wie wilde Tiere auf der Lauer lagen. Aller Wille und alle Gebete halfen nichts vor ihnen. Ohne Zweifel, der Teufel wohnte mitten in diesem Leib und lenkte ihn ins Verderben.

Und doch brachen immer wieder in die Angst seines Herzens vor der Ungewißheit des Lebens jene flüchtigen Stunden himmlischer Seligkeit, wo Gottes Angesicht ihn anschaute, wo er, sich selbst vergessend, aus allem Leben nichts als Süßigkeit und Freude sog.

So — zwischen Himmel und Hölle schwankend — eilte er vorwärts durch die Jahre, wie ein Schiff vor wechselnden Winden. „Ich bin wohl noch zu jung“, dachte er, „und weiß zu wenig. Ich will lernen, suchen und denken. Es muß sich doch Klarheit gewinnen lassen.“ Mit allem Eifer warf er sich auf die Wissenschaften, und trieb auch dies wie einen Kampf, wie alles was er angriff.

Im Frühling 1501 verließ Martin Eisenach, seine liebe Stadt, und kam auf die hohe Schule nach Erfurt. Er studierte mit Strenge alles, was zu lernen befohlen war, und galt für einen klugen und vielwissenden Jüngling. Er vermied alle laute Freundschaft und alles, was ihn stören konnte, trank wenig und mied die Mädchen. Er war weiser, als es

sich für einen Jüngling schickt und doch im Grunde seines Herzens noch allzu kindlich.

Im Jahre 1502 wurde er Baccalaureus, am Dreikönigstag 1505 Magister — alles in der schnellsten möglichen Zeit — und hatte damit das allgemeine Studium zu Ende gebracht und das Wissen der Zeit um die Welt und um Gott erfahren.

Am Abend nach jenem Tage, wo er Magister geworden, und die Schule und die Freunde ihn nach Brauch gefeiert und heimgeleitet hatten, mit Fackeln und wehenden Fähnlein, mit Trompeten und blanken Degen, saß er zuletzt allein mit seinem Freunde Hans Jäger aus Dornheim, einem fröhlichen Gesellen, in seinem Gemach, und beide blickten schweigend und in sich versunken in eine niederbrennende Kerze. Martins Herz war ermüdet von dem Lärm, schwer und voll Trauer. Am Tage war er unter den Fröhlichen fröhlich gewesen. Als alle ihn so stattlich feierten, kam es ihm selbst so vor, als habe sich Feierswertes ereignet, als habe er Grund zu Freude und Stolz. Jetzt aber, wo das bunte Getriebe verrauscht war, saß er vor sich selber da wie nackt, wie mit ganz leeren Händen und einem Herzen hohl wie eine taube Nuß.

„Ist es alles der Mühe wert gewesen?“ dachte er. „Man feiert mich, als wisse, als sei ich etwas. Wüßten die andern, wie verwirrt und nichtswissend ich bin. Ein Betrüger bin ich oder ein Betrogener. Ein armer Narr, der einen Stein für Brot gewann!“ Das letzte rief er laut.

Hans Jäger lachte hell auf: „Du sinnierst und philosophierst wieder,“ sagte er, „und verdirbst und zerdenkst dir den schönen Tag. Wahrhaftig du hast recht, ein Narr bei all deiner Klugheit.“

„Es heißt ja,“ sagte Martin, „Klugheit hilft nicht weise sein. Aber was hilft denn eigentlich?“

„Ein fröhlich Herz,“ sagte der andere, „ein leichtes Herz, das nicht alles zu genau wägt. Ein Herz wie meines ist. Siehst du nicht aus wie ein Gespenst? Schaust nicht links und nicht rechts, immer über den Büchern und in den Hörsälen. Aber dafür bist du ja nun auch Magister und darfst andere lehren.“

„Andere lehren? Weiß ich denn selbst etwas?“

„Wer weiß denn etwas? Alle tun nur so, mein Junge. Nur die Dummen meinen, sie wüßten wirklich. Alle andern aber zwinkern zu ihrer Weisheit mit den Augen: nehmt es nur nicht gar zu genau. — Fangen nicht selbst die Priester bei der Messe schon an schräge listige und um Entschuldigung bittende Blicke zu werfen? — Sei stille, ich schone dein frommes Herz. — Aber höre, ich will dir einen gescheiten Vorschlag machen. Packe dein Bündel und ich will es auch tun, und laß uns ein wenig wandern, ein wenig die Augen aufmachen und über die Berge gehn, in eine andere Stadt, an den Rhein oder besser gleich nach Italien, wo aller jungen Weisheit Urquell ist.“ Martin machte eine Bewegung mit dem Arm, wie ein Vogel mit zerbrochenem

Flügel oder doch mit einer Schwinge, die zu schwer ist zum Flug. „Junge Weisheit?“ sagte er, „die alten Götter graben sie aus und die alte Weisheit. Als ob das etwas hülfe. Und Davonlaufen hilft mir auch nicht.“

„Dein Blut ist zu schwer und dick, komm wir wollen es ein wenig leichter und flüssiger machen. Heute wenigstens sollst du nicht so auf deiner Stange hocken.“

Hans Jäger nötigte Martin mit ihm über die Gasse zu gehn in eine Schenke, die nicht weit von da lag, und wo sie zu Zeiten einen Becher Wein tranken. „Es ist heute ein Puppenspieler angekommen,“ sagte er, „und ich sah seine Figuren. Alles was du willst, die ganze Welt in bunten Lumpen: Könige und Bettler, Doktoren und Bauern und Pfaffen, alles ist da und tanzt vor dir. Selbst Gottvater und der Teufel und, versteht sich, der Narr fehlen nicht.“ „Gut,“ sagte Martin, „gehen wir. Mir ist recht danach zu Mute, diese Welt für ein Schwankspiel anzusehen.“

Der Puppenspieler hatte in der Schenkstube seinen Kram in einen Türrahmen gebaut. Das Zimmer war voll Bürger und Studenten. Ein hübscher junger Bursche trat vor den Vorhang und sagte: „Ihr Herren, wir werden ein neues Stück spielen, ein Stück für gelehrte Leute. Es zeigt, wohin Studieren führt, wenn es kein Maß hält. Es läßt den Überklugen zugrunde gehn, aber das einfältige Herz bestehen. Es ist eine wahre Geschichte und hat sich alles so zugetragen. Doktor Faustus ein Gelehrter, Hans Wurst sein Diener, und

der Teufel, das sind die Hauptpersonen. Es kommt aber auch noch ein Jude, ein Bauer und ein Mädchen vor, und ein Fürst von Parma mit allen seinen Hofleuten. Doch ihr werdet ja sehen.“

Das Spiel begann und zeigte die Sage, die heute ein jeder kennt, die aber damals eben erfunden und neu war, die Sage von dem weisen Gelehrten, der, nicht zufrieden mit seinem Wissen, auch die Hölle und die Teufel in seinen Dienst zwingt, in ewiger Unruhe und Begierde durch die Welt hetzt und zuletzt elendiglich der Hölle verfällt, indessen Hans Wurst, sein Knecht, derb und schlau den Bösen narrt, seine Seele rettet und am Ende ein Nachtwächter und guter Bürger wird.

Martin, der die Geschichte noch nicht kannte, saß gebannt vor dem ungeschickten Spiel und erfüllte die bunten Lumpen und Lappen, die wächsernen Köpfe mit seinem Blut und eigenen Gedanken. Als das Stück aus war, stand er tief erschüttert auf und zog den Freund durch die lärmende Schar der Zuschauer hinaus auf die Gasse. Aufatmend blieb er stehen. Sternbilder hingen zwischen den schiefen spitzen Giebeln der Dächer.

„Sind wir nun viel mehr,“ sagte Martin, „als solche hohlen leeren Figuren, in die die Hand eines Spielers fährt, der sie führt und sprechen und handeln, lachen und leiden läßt?“

„Und Gott und Teufel,“ rief Hans, „streiten sich, wie es scheint, darum, wer uns spielen soll. Und wenn man

diesem Possenspieler glauben wollte, so gäbe es nur die beiden Wege: weise sein und zum Teufel fahren — oder ein Narr sein und in seiner Narrheit selig werden, — in die Hölle fallen, — oder ein Nachtwächter werden."

„Du scherzest," sagte Martin, „und ziehst nach deiner Art alles ins Lächerliche. Aber der das Stück erdachte, wußte, was er wollte. Ich bin auch auf dem Wege meine Seele dem Bösen zu bringen."

„Ich denke, du stehst gut mit Gott und besser als wir andern alle," sagte der Freund ernst. „Du versäumst nichts, was die Kirche fordert, betest, beichtest, fastest, — alles über Gebühr ernsthaft."

Martin antwortete nicht und neigte nur und schüttelte den Kopf.

— „Ja, wie stehe ich eigentlich mit Gott?" dachte er, als er allein in seinem Bette lag. „Ich bin ihm redlich nachgegangen alle die Jahre. Aber noch bin ich ganz unten auf der Leiter und weiß nicht wie hinaufkommen."

Die Züge des gewaltigen Angesichtes Gottes formten sich über ihm in der Finsternis. Martin stöhnte im Halbschlummer. Sein Herz und sein Atem gingen schwer, als ruhte die Dunkelheit wie eine gewaltige Gestalt auf ihm.

„Gott", dachte er, „liegt wie ein Alp auf meinem Herzen. Er wird mich noch erdrücken."

XVIII.

Wie sich der Fuß eines Schwimmers in einem Gewebe von Schlingpflanzen verfängt, so verfing sich Martin immer mehr in dem Suchen nach Gott und nach dem Heil der Seele. Ein krauses Gewirre von Gedanken, Spitzfindigkeiten, Ahnungen und Gefühlen drohte ihn hinabzuziehen und zu vernichten.

Äußerlich blieb er ruhig wie immer, begann seine Vorlesungen, die zu halten er jetzt verpflichtet war, und besuchte die Schola juris, um nach dem Willen des Vaters ein Jurist zu werden. Aber die Zeit, wo er in der Arbeit Frieden gefunden hatte, war vorüber. Gott ließ ihm keine Ruhe mehr. In Traurigkeit und hilfloser Ermattung schleppte er die Wochen hin. Alle dunklen Gewalten des Blutes plagten und peitschten ihn.

Zum Osterfest kam er nach Mansfeld hinüber, zu den Seinen. Hans Luther war zufrieden mit Martin und nannte ihn jetzt nicht mehr Du, wie es einem Sohn, sondern Ihr, wie es einem Magister, einem künftigen Bürgermeister oder Hofmann gebühre. Er ließ sich das auch von Martin nicht abbitten. Aber die Mutter blieb bei ihrer Vertraulichkeit, küßte den Sohn und sagte: „Ich habe ihn unter meinem Herzen getragen. Ich habe ihn gewartet und aufgezogen. Und wenn er ein Kaiser und König werden könnte, er bliebe doch mein Sohn." Sie kochte ihm das beste Essen und streichelte und küßte ihn viele Male. Sie allein sah und

fühlte, daß er nicht fröhlich war. Ängstlich suchte sie ihm alles aus dem Weg zu stellen und dachte: einmal muß es ihn doch freuen. Hans Luther aber sah nichts und sprach nur von der glücklichen Zukunft, von Rang und Ruhm, wie von etwas Nahem und Gewissem. „Und eine Frau muß bald in dein Haus," sagte er, „es ist nicht gut erst dann ein Weib zu nehmen, wenn die Jugend vertan ist. Junges Blut zu jungem Blut, so ist es recht. Ich wüßte schon eine, die dich nehmen würde, und die auch nicht arm ist."

Martin ging darauf garnicht ein und sagte, das habe wohl noch ein wenig Zeit.

„Ich werde mit mir selbst nicht fertig," dachte er, „und sollte Frau und Kinder haben? Ich weiß mich selbst nicht zu verantworten und sollte noch andere auf mich nehmen?"

Dennoch betrieb Hans Luther diese Sache weiter und dachte sie bald ins Reine zu bringen. —

Im Frühjahr desselben Jahres 1505 begann eine Pest in Erfurt einzuziehen. Noch traf sie wie mit zufälligem Schlag ihrer grauen Tatzen nur Einzelne wahllos aus der Menge, hier ein Kind, dort einen Greis, hier einen Reichen, dort einen Armen. Schon im Mai und Juni fielen ihre Schläge immer dichter und schneller nieder. Sie begann sich wie ein drohendes Gewitter über der ganzen Landschaft aufzurichten. Martin sah sie und den Tod über die Dächer hinweg nach seinem Herzen zielen. Ein Freund fiel neben ihm, der gestern noch frisch und gesund gewesen, heute aufgedunsen und von

dem schmerzhaften Tode gräulich entstellt war. Wie ein Blitzschlag fuhr es neben Martin nieder. Aber es war nicht Angst um dies arme Leben, was ihn schüttelte, es war Angst um die ewige Seele, die in dem vergänglichen Leibe wohnt. „Kann ich sie so zu Gott zurückschicken? So unbereitet, so unreif, ja so ungewaschen? Je mehr ich sie wasche, desto schwärzer wird sie ja!"

Ende Juni war Martin, ich weiß nicht aus welchem Grunde, wiederum einige Tage in Mansfeld. Er ging durch die heimatlichen Straßen mit besonderer Erschütterung und Rührung. Er war so weich, so zerschlagen in dieser Zeit, daß alles was ihm begegnete ihn zu Tränen bewegte, eine Freude so gut wie ein Leid. Er trat in den Dom und kniete lange vor Sante Anna und befahl ihr sein zerrissenes Herz. „Da ich ein Kind war," dachte er, „hat sie mir, — wie oft! — geholfen. Sind denn die Kinder in ihrer Torheit näher bei dem Heil, als wir in aller Weisheit und allem Glauben? Ja damals war ich wie eine klare ruhig fließende Quelle. Jetzt ist ein trübes strömendes Wasser in mir, das über Felsen und Abgründe in die Tiefe stürzt."

Er blieb nur wenige Tage in der Heimat und wandte sich Anfang Juli wieder gegen Erfurt. Auf dem Wege, als er eben über die Felder und Höhen unweit des Fleckens Stotternheim eilte, richtete sich zu seiner Rechten im Westen eines jener gewaltigen Wetter auf, die in dieser Jahreszeit über die Erde fallen, als kämen sie aus einer anderen Welt.

Auch der Beherzteſte ſieht ſie nicht ohne Schaudern und Grauen. Gewaltige Wolkentürme drehen ſich leiſe grollend in den Himmel hinauf. Das Licht wird fahl und ungewiß. Gelbe Streifen und Strahlen ſchießen in giftigem ſchnell wechſelndem Schein über die Erde. Alle Farben flammen am Himmel auf: ein tiefes Schwarz, ein giftiges Grün, ein blutig Rot; aber alle werden übertönt und überſponnen von einem fahlen Schwefelgelb, das jetzt die Sonne verhüllt und den ganzen Himmel in ein ſtrudelndes herniederbrechendes Chaos wandelt. Denn noch, indeſſen es ſo in der Höhe tobt und Schlachten liefert — Blitze ſauſen wie goldene Speere zwiſchen den Wolken — liegt das Land unheimlich ſtill mit angehaltenem Atem. Kein Lufthauch kräuſelt den hohen Staub. Kein Blatt bewegt ſich. Die Vögel huſchen ängſtlich tief am Boden in ihre Verſtecke. Das Vieh auf den Feldern blickt angſtvoll auf und brüllt. Ein Glöckchen hinter dem Wald wimmert Erbarmen. — — Und jetzt, — ſiehe! — fährt es drüben den Hügel hinauf. Ein raſcher Windſtoß faßt in das wogende Korn und dreht es zuſammen. Ein junges Bäumchen biegt ſich bis gegen den Boden. Und eine Wolke von Staub ſteigt plötzlich von der Straße himmelan, ſtürzt gegen dich heran und wirft ſich über dich, daß du gegen die Erde gekrümmt ſtehſt. Einzelne Waſſertropfen ſchlagen ſchwer auf und ſchon im nächſten Augenblick fegt es wie eine graue himmelhohe, von Blitzen durchzuckte Wand herein, Regen und Eis, Staub und zerfetztes Laub und ab-

geriſſene Früchte, ohrenbetäubend, ſinnverwirrend und mit brüllenden nahen Donnerſchlägen, als ſtürze der Himmel über dir zuſammen.

Martin war ohne viel Gedanken ermüdet ſeine Straße gezogen und ſah das lautlos heraufgeſtiegene Wetter erſt, als es ſchon mitten über ihm ſtand und mit dumpfem Knurren ihn bedrohte. Erſchreckt wie ein Haſe, der plötzlich den Jäger über ſich ſieht, blieb er einen Augenblick ſtehen und ſtarrte ſchwindelnd in den kochenden Himmel. Sein Herz, ſo weich und vorbereitet auf Entſetzen, ging in ſchweren dumpfen Schlägen, und ohne ein Zögern wußte er, daß Gott in dieſem Wetter von ihm Rechenſchaft verlangen wolle. Er ſtürzte vorwärts, aber kam nicht weit. Die Beine waren wie gelähmt, das Herz wie bezaubert von Angſt. Mit aufgeriſſenen Augen ſtarrte er immer wieder empor in das ſchreckliche Schauſpiel. Er ſah nicht Wolken, er ſah Rieſengeſtalten am Himmel ringen: Gott, Teufel und Engel, und den Erzengel mit dem ſtrahlenden Schild. Abgründe der Hölle öffneten ſich ſchwefelig rauchend. Der Himmel zürnte und gärte, und eine jenſeitige Welt drohte dieſe arme Erde zu verſchlingen. Martin fühlte ſich allein auf der ganzen Welt. Gottes Fauſt ſtand drohend über ihm. Blitze fuhren wie Schlangen aus der geballten Hand und ſchoſſen hier und drüben ins Land. Martin murmelte ununterbrochen Gebete wider Blitz und böſes Wetter und ſegnete ſich, ſchloß die Augen und zog den Mantel über das Geſicht. Aber die

Angſt, die ihn jetzt die Augen verdecken ließ, zwang ihn ſogleich wieder ſie zu öffnen. „Ich ſtehe ſchon mitten in der Hölle!“ dachte er. „O mein Gott, erbarme dich! erbarme dich! Ich will dir dienen mit aller Kraft! Ich will gut ſein! Ich will rein ſein! Ich will dein ſein! Nur heute habe noch Erbarmen!“

In dieſem Augenblick ſchlug er wie von einem übermächtigen Fauſtſchlag getroffen zu Boden. Seine Augen waren mit grellem Feuer angefüllt, ſeine Ohren zerriſſen vom Donner. Martin glaubte den Allmächtigen in ſtrahlender Rüſtung niederfahren zu ſehen. „Ich muß ſterben!“ fuhr es durch ſein Hirn, und: „Nur das nicht! Nicht als ein Sünder ſo dahinfahren!“

Und ſeltſam genug: mit dem Blitz, der neben ihm krachend den Baum zerſchlug, mit der ſtrahlenden unbeſchreiblichen Geſtalt Gottes, die den Jüngling niederwarf, erſchien ihm auch das Bild der milden Heiligen, Sante Annas vertraute Züge, und ſie glich nun mit einem Male von fern ſeiner lieben Mutter.

Martin griff mit beiden Händen nach den ihren. „O hilf, du liebe Sante Anna!“ ſchrie er taumelnd und ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig. „Ich will ein Mönch werden!“

Martin lag lange wie ohne Sinnen am Wegrand. Als er aufwachte, wehte eine kühle köſtliche Luft um ihn, friſch wie ein Trunk Quellwaſſer. Die Felder glänzten ſilbern vom Regen und Abendlicht. Und das Gewitter zog wie mit leiſem

Trommelſchlag fern im Oſten hinab. Als Martin aufwachte, ſein Leben wiederfand und in den hellen Himmel blickte, ſah er, daß er voll von Lerchen hing, die ſich mit jubelnden Schreien immer höher und höher in das ſilbrige Blau ſtürzten. Da ſtieg auch ſein Herz wie aus dem Gefängnis der Bruſt und der Gedanken hinauf und ſtand hoch oben im Abendſchein, ſchlug ſelig mit den Flügeln und ſang. Tränen ſtrömten erlöſend aus ſeinen Augen, als ſei nun ein Ausweg aus aller Verwirrung des Lebens gefunden.

IXX.

Wie ein Tanzender lief Martin über die Hügel, bis er nach Erfurt hinunter kam. Im Westen wogte und brannte der Himmel in allen Flammen der Abendröte. Das sinkende Gestirn blickte herüber wie das flammende Auge Gottes. Wie auf einer Straße von fließendem Licht schritt Martin mit gelöstem Herzen in den Himmel hinein.

Erst als er in die Stadt und in sein Zimmer und unter die Gefährten trat, fiel ihm ein, was er alles nun verlassen und welchen Schmerz er seinem Vater antun sollte. Aber eilig scheuchte er alle Gedanken weiter: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Gott hat mich selbst angerufen. Nun will ich sehen, wohin er mich führt und will ihm folgen ohne Umsehen."

Er ordnete in der Stille alle seine Angelegenheiten mit Umsicht und Ruhe. Vierzehn Tage danach, am 16. Juli des Jahres, lud er Johannes Jäger und einige andre vertraute Freunde und Schulgefährten zu einem Trunk ein, als gebe er ein bescheidenes Fest. Sie waren fröhlich mit ihm, obgleich sie nicht wußten, was es zu feiern galt. Martin spielte die Laute vor ihnen und sang, wie einer, dessen Herz ohne Sorge ist. Zuletzt stand er auf und sagte ihnen, daß dies sein Abschied von der Welt sei und sein Lebewohl an sie alle, und daß er nun ein Mönch werden wolle.

Die Freunde saßen bestürzt, bestürmten und beschworen ihn. Er aber blieb still unter ihnen und lächelte.

„Glaubt ihr," sprach er, „daß ich diesen Weg ginge, wenn mir noch ein anderer offen bliebe? Spart die Worte und spart die Tränen. Heute will ich noch einmal mit euch spielen und fröhlich sein, heute seht ihr mich noch unter euch, und dann nimmermehr."

„Aber du wirst es bitter bereuen!" rief Hans Jäger. „Dein Blut ist nicht für das Kloster gemacht."

„So ist es," sagte Martin. „Ich habe es schon bitter bereut, tausendmal, seit ich mir und Gott das Gelübde tat, und werde es noch oft bereuen. Denkst du, das Fleisch und der alte Adam, dem es an den Hals gehen soll, wehre sich nicht?

Ich gehe ja nicht diesen Weg, als einer, der Wohlleben, gute Tage und einen feisten Bauch sucht. Ich gehe in eine Schlacht, lieben Freunde, betet für mich, daß ich heil entrinne."

Aber sie ließen nicht ab, ihn mit Tränen und Bitten zu bedrängen, bis er aufsprang und rief: „Hoho, ihr wollt mir das Herz weich machen; ihr wollt mich mit den Schatten der Traurigkeit bedecken. Schlagt die Laute. Singt ein anderes Lied. Blast eine Flöte. Reicht den Weinbecher her und erzählt einen neuen Streich von Eulenspiegel, daß wir die Teufelin Melancholie verjagen. Habe ich darum bis hierher gestritten, daß ich vor dem Ziel weich werden sollte. Nicht ich gehe, Gott ruft mich."

„Gott ruft dich?" sagte Hans Jäger spöttisch. „Wie eitel du bist in deiner Frömmigkeit, als müsse Gott an dir besonders gelegen sein."

„Es ist wohl möglich," sagte Martin ernst, „daß ich eitel bin vor Gott. Aber eben das will ich nun bald geklärt wissen."

Am anderen Morgen gegen zehn Uhr klopfte er an die Pforte des Klosters der Augustiner und bat um Einlaß.

„Zu wem willst du?" fragte der Pförtner.

„Zu Gott, Bruder," sagte Martin.

„Das ist ein weiter mühsamer Weg, Freund."

„Ich weiß es. Aber mache nur schnell auf, daß ich um so eher die Wanderung beginne."

Mit großer Freundlichkeit ward ihm aufgetan. Der Prior selber, Pater Winand von Diedenhofen, eilte herbei, legte den Arm um den Jüngling, führte ihn in den Chor der Kirche und vor den Altar und betete mit ihm um den Segen Gottes für sein Vorhaben.

XX.

Obgleich Martin nun im Kloster blieb und wohnte, wurde er doch noch kein Mönch, weil er zuvor den Willen seines Vaters dazu gewinnen mußte.

Als Hans Luther den ersten Brief seines Sohnes empfing und las, was sich da begeben hatte, wollte er unsinnig werden vor Zorn und wollte sogleich stracks nach Erfurt und ihn aus dem Kloster heben.

„Habe ich es nicht immer gefürchtet," schrie er, „daß es ein solches Ende mit ihm nimmt, daß der Pfaffe in ihm mächtig ist. Habe ich mich dazu geplagt und geschunden und alles Geld an ihn gewendet, daß er nun ein armseliger Kuttenträger wird und unter die beschorenen Schelme geht?"

„Versündige dich nicht!" sagte die Mutter. „Schreibt er nicht, daß Gott ihn berufen hat und ihm im Wetter erschienen ist, wie Sant Paulus?"

„Das hast auch du auf dem Gewissen mit deinem Weiberglauben," schrie Hans. „Da muß allemal irgend ein Wunder dabei sein. Wer weiß denn, welcher Teufel ihn und uns genasführt hat. Das ist nicht aus Gott, daß er ungehorsam und undankbar ist. Aber laß ihn dahin fahren! Laß ihn dahin fahren! Ich habe ja noch mehr Söhne. Mit meinem guten Willen soll das nicht geschehen, und von mir soll er auch kein gut Wort mehr hören."

Margarete wagte nichts wider seinen Zorn und schwieg. Aber ihr Herz war bei Martin.

Hans Luther schrieb einen Brief voll Drohungen und Scheltworte nach Erfurt und sagte dem Sohn alle Gunst und Güte auf, wenn er bei seiner Torheit beharre. — Aber das war nicht die Art Martins Sinn umzulenken.

Auch Hans Jäger gab es noch nicht ganz auf den Freund zu einem anderen Entschluß zu bringen. Er kam an einem Abend ins Kloster, faßte ihn unter den Arm und redete auf ihn ein:

„Lieber Bruder," sagte er, „was ist das für ein Leben, das dich hier erwartet? Du bist nun zwei Wochen hier und hast noch nicht genug? Und bist noch nicht hinter die Schliche gekommen? Ja wenn du noch hierher gingest um faule Tage zu haben, oder weil du sonst für die Welt nicht taugtest, so wollte ich es gelten lassen. Was sind denn das für Burschе, unter die du hier gerätst? Faule Bäuche und Dummköpfe, Arme im Geist und Bösewichter."

„Was geht es mich an," sagte Martin, „wenn andre auf dem Wege des Heils Unheil finden?"

„Du warst eine helle Flamme unter uns, Bruder, aus dir hätte ein großer Gelehrter werden können in der Welt, mehr als aus uns allen.

Komm, noch ist es Zeit, verlaß dies Erfurt und wandre mit mir. Mir ist es auch zu eng in den Mauern und in dieser Stadt."

„Ich höre es," sagte Martin, „die Pest ist hinter euch her. Es sterben viele."

„Eobanus hat schon seine Laute auf den Rücken genommen und ist nach Marburg. Niemand von den Freunden ist mehr da. Ich will auch hin, wo eine frischere Luft weht."

„Der Sturmwind Gottes bläst unter die Spreu," sagte Martin. „Aber du verstehst es alles äußerlich. Ich suche auch eine frischere Luft, wo ich atmen kann. Die weht nicht hinter Bergen."

„Möchtest du sie denn finden. Aber das höre ich, daß du schon auf geradem Wege bist pfäffisch zu werden. Laß die Spreu nur fliegen. Es ist nur gut, daß in dir das Weizenkorn behalten ist."

Er ging, und Martin blieb zurück und schalt sein Herz innerlich. „Ich bin wohl recht voll Hochmut," dachte er, „daß ich mich etwas Besonderes dünke. Aber bin ich denn hierher gegangen, zu sein wie andre? Will ich nicht Gott dienen auf besondere Weise und hat nicht er selbst mich dazu gerufen? — Aber er will doch keinen Hochmut?" Seine Gedanken liefen im Kreise, wie so oft, bis sie ermatteten.

Mit knechtischem Eifer begann er sich auf den Tag vorzubereiten, wo er in die Gemeinschaft des Klosters sollte aufgenommen werden, betete und fastete im Übermaß und betäubte das stolze Herz und die Fülle der Gedanken mit Hunger und Plagen des Leibes.

Unterdessen lag die Pest über Erfurt, wie ein gefräßiges Ungeheuer mit langem Drachenhals, das seine grünliche

triefende Schnauze in alle Häuser steckte und die Menschen mit giftigem Odem anblies, daß sie schwarz wurden vom Tod und umfielen wie Fliegen vom Rauch. Erfurt, die laute, fröhliche und streitsüchtige Stadt, wurde still und finster wie ein Totenhaus. Die Studenten entflohen. Die Bürger flüchteten auf das Land. Als könnte einer dem Tod entlaufen! Sie trugen ihn im Herzen mit sich und säten ihn aus, wohin sie kamen. Wie von einem großen Brand zog der Todesgeruch des großen Sterbens über die benachbarte Landschaft und wehte auch bis Mansfeld und in das Haus Hans Luthers. Zwei seiner Buben verfielen der Krankheit und mußten bei Nacht eingescharrt werden. Und aus Erfurt kam das Gerücht, die ganze Stadt sei ein Leichenhaus, auch Martin sei im Kloster gestorben. Auf der Straße erfuhr es Hans Luther von einem Bekannten. Mit schweren Schritten ging er heim und verschwieg es seiner Frau. Aber heimlich vor ihr schrieb er an den Prior der Augustiner und fragte nach dem Sohn.

Bis dahin war im Hause von Martin nicht mehr die Rede gewesen, außer in zornigen Worten. Auf den bösen Brief des Vaters war eine bescheidene aber unbelehrte Antwort des Sohnes gekommen. Hans Luther hatte den Brief zerrissen und vor den Ofen geworfen. Die Mutter hob ihn heimlich auf und bewahrte ihn.

Jetzt nach dem Tode der beiden Knaben wollte sie wieder von dem Ältesten anfangen, aber Hans schnitt ihr hart das Wort ab und bewahrte sein schweres Geheimnis, bis ein

Brief aus Erfurt kam, daß Martin lebe und wohl sei. Den las er der Mutter vor und sagte ihr erst jetzt von dem falschen Gerücht. Da fiel sie ihm um den Hals und weinte und Hans Luther sagte: „Ja nun brauchten wir ihn noch nötiger.“ „Aber vielleicht,“ sagte die Mutter, „hat ihn uns Gott so vor dem Tode bewahren wollen, daß er ihn in das Kloster schickte.“ „Vielleicht,“ sagte Hans „und so mag er denn dort bleiben. Möge es gut ausgehen. Aber eine Freude ist es nicht, zu den toten Kindern noch das lebende zu verlieren.“ „So denke, daß wir ihn Gott opfern, damit er uns und den andern gnädig sei.“ „Als wollte Gott Menschenopfer!“ sagte Hans. „Aber du magst es nun schreiben lassen, da es doch nicht mehr zu ändern ist.“ Er selber brachte es nicht über sich.

Nachdem Martin so die Einwilligung des Vaters erhalten hatte, wurde er in die klösterliche Gemeinschaft als ein Novize aufgenommen, mit aller Feierlichkeit, die dazu gehört. Sein weltliches Kleid wurde ihm ausgezogen und die Kutte angelegt, sein Haar nach mönchischem Brauch verschnitten. Dazu sprach der Prior: „Der Herr ziehe dir an den neuen Menschen, der du nach Gott geschaffen bist in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit.“ Und die Brüder sangen:

„Mache selig deine Knechte,
mein Gott, die auf dich hoffen.
Zeige ihnen, Herr, deine Barmherzigkeit,

und verleihe ihnen dein Heil.
Sei ihnen, Herr, ein Turm
vor dem Antlitz des Feindes.“

„Amen, Amen!“ sprach der Prior und zu dem Knienden gewendet: „Nicht wer angefangen hat, sondern wer beharret bis ans Ende, wird selig werden.“

Martin aber, der gegen den Boden gewendet kniete, war es mit einem Male, als würde dicht vor ihn eine Leiter herabgelassen, deren Stufen aus den Schneiden blanker Schwerter gemacht waren.

„Wo habe ich sie nur schon gesehen?“ dachte er, stand auf und begann hinanzusteigen.

XXI.

Es ist nicht leicht, ein junger Mönch zu sein.

Und die Brüder im Kloster schenkten Martin nichts von den harten Arbeiten, die der Anfänger zu leisten hat, daß er sich in Gehorsam und Demut übe. Ja, es waren auch solche darunter, die es ihm mit Freuden schwer machten. Es war ihnen, den Ungelehrten, ein Spaß, den Magister der hohen Schule zu den niedrigsten Diensten zu gebrauchen. Sie ließen ihn die Zellen fegen und die schmutzigen Örter, hingen ihm den Bettelsack um und ließen ihn auf den Dörfern von Haus zu Haus um Brot und Käse betteln, scheel angesehen von den Bauern und umbellt von den Dorfhunden.

„Wir haben es in unsrer Jugend auch leisten müssen,“ sagten sie. „Ja wir haben es noch schlechter gehabt als die Jungen heutzutage, wo alles milder und verderbter geworden ist. Denke auch ja nicht, du wärest zu gut dazu Gehorsam zu lernen. Im Gegenteil, du scheinst uns hochmütig und hast Demut sehr vonnöten.“

„Ihr Toren!“ dachte Martin. „So ist es mir eben recht. Ihr könntet mir keinen größeren Dienst tun. Ladet mir auf, was niemand tragen kann, ich will es tragen. Beugt mich so tief wie niemand sich beugen mag, ich will es ausführen und sehen, ob ich endlich dabei den Frieden finde, der mir verheißen ist.“

Als es die Brüder zu hart trieben, machten die Professoren der Universität dem ein Ende und verhandelten mit dem

Kloſter, daß es der hohen Schule unwürdig ſei, daß einer ihrer Magiſter dort ärger als ein Bauernknecht gehalten würde.

— Es wäre nun viel zu ſagen, auf welch wunderliche Weiſe Martin in dieſen Jahren Gott zu finden ſuchte. Es war ihm, als ſtehe Gott vor ihm, wie ein Gebirge, rundum eine ſteile, glatte Felswand. Unermüdlich und ohne Nachlaſſen begann er ſie zu erklettern, hier und drüben, wo nur ein Anſtieg möglich ſchien, mit blutenden Händen, mit ermattenden Knien, mit verzweifeltem Herzen.

„Du mußt hinan!“ befahl das Geſetz. „Ich will auch hinan!“ antwortete ſein trotziges Herz. „Aber du kannſt nicht,“ geſtand ſein Gewiſſen. „So will ich es denn laſſen,“ rief die Verzweiflung.

Aber das war nur für Augenblicke, in den Stunden, wo er wünſchte, es möchte kein Gott ſein, und er ſelber möchte ein armes Tier ſein, ohne Gedanken und ohne die Angſt der Seele, die ihn ſogleich wieder auf- und vorwärts trieb.

Alle frommen Schriften der weiſen Väter, die zum Heil der Seele geſchrieben haben, durchforſchte er und fand da viel Klugheit und Güte und Mitleid mit den Menſchen, auch viel arme Spitzfindigkeit, viel ſtreitenden Zorn und auch viel Narrheit. Aber Gott und den Frieden der Seele fand er nicht.

Auch die Bibel, das Hauptbuch aller göttlichen Lehre, half ihm damals noch wenig. Sie verwirrte ihm nur das Herz, wie ein bunter verwilderter Irrgarten ohne Wege und

Stege. Hier blühten und lockten die köſtlichſten Blumen verheißender Gnade; daneben aber ſtanden die ſtechenden Dornen des göttlichen Zornes und die Diſteln der Verdammnis. — Hier öffnete ſich der Himmel als ein Haus des Troſtes, als eine Heimat für alle Sterblichen; dort aber ſprangen die Pforten der Hölle auf wie ein Rachen, der alles Fleiſch verſchlingt. Zu beiden war der Weg gleich nahe und gleich gefährlich. Die Seele ging wie auf der Schneide eines Meſſers mitten zwiſchen ihnen.

Und Gott ſelber war ſo vieldeutig und voller Widerſprüche, heute ein gütiger Vater, morgen ein rächender Richter mit dem Schwert der Gerechtigkeit, vor dem kein ſchwacher Menſch beſtehen konnte, böſe wie ein Feind und furchtbar wie der Teufel ſelber. Wer konnte ihm Genüge tun?

Martin mühte ſich redlich mit allen Kräften. Alle mönchiſchen Bräuche hielt er mit unbarmherziger Strenge, alle Satzungen für jede Stunde des Tages, über Nahrung und Kleidung, Reden und Schweigen, Faſten und Beten. Alle Vorſchriften und ihre vielfältigen Stacheln drückte er wie einen Dornenkranz in ſeinen geplagten Leib.

Er hungerte und dürſtete zwei, drei Tage, ſolange es der Leib nur aushielt, bis er nach Nahrung ſchrie wie ein Tier. Er kniete viele Stunden am harten Boden und reihte Gebete in endloſer Folge aneinander und Schreie der Seele an alle Heiligen und Nothelfer. Aber zuletzt war es ihm, als fielen die Worte wie hohle Nüſſe aus ſeinem Munde,

als mache er einen sinnlosen Lärm in einem leeren Haus, wo niemand ihn hören könne.

Er lag auf seinem Lager und rang mit allen Begierden und Sehnsüchten des Blutes und der Jugend, lag wie auf einem Knäuel von Schlangen und wie in einem feurigen Ofen. Er riß an seinem Herzen und wusch an seiner Seele und machte sich vor sich selber nicht weißer.

Er suchte die Einsamkeit, seine schlimmste Feindin, und ging keinem Gedanken und keiner Seelenangst aus dem Wege, bis ihn die Qualen des Herzens wie leibhaftige sichtbare Teufel umstanden, ihre Krallen wie krumme Schwerter nach ihm streckten, mit seinem Herzen Ball spielten und ihre Nägel in sein Hirn gruben und es zerfleischten. Er glaubte leibhaftig mitten in der Hölle zu stehen. Die Vergänglichkeit alles Lebendigen, die Sündhaftigkeit aller Seelen und die nahe Gewißheit des Todes und der Verwesung wurden zu scheußlichen sichtbaren Gestalten vor seinen Augen, griffen ihm um den Hals und schnürten ihm die Kehle zu. Ohnmächtig schlug Martin auf den Boden seiner Zelle hin und lag wie tot. So fanden ihn die Brüder, brachten ihn wieder zu sich und schalten ihn einen Narren, der es zu weit treibe. Alles müsse doch ein Maß und Vernunft haben.

„Zu weit?“ dachte Martin. „Und finde doch keine Hilfe und erfasse nicht Gottes Hand! Wie kann ich hoffen, ihn zu finden, wenn ich es mit Maßen treibe, daß ich mir ja nicht wehe tue.“ Und schon stand der Teufel einer hinter ihm und

flüsterte ihm ins Ohr: — Er hörte ihn ganz deutlich und fühlte seinen Atem — „Du, Martin, bist doch mehr als diese alle. Du bist strenger, du bist frömmer, du bist heiliger. Sie mögen bescheiden und voll Maß sein, du aber sei stolz!...“

Martin preßte die Hände vor die Ohren und Tränen füllten seine Augen. „Sind wir denn innen ganz voll Teufel?“ dachte er, „und haben wir gar keine Macht darüber?“

Er ging zu seinem Beichtvater und entblößte seine Seele bis in die kleinsten Falten, alle die schnellen Sünden der fliegenden Gedanken, die niemand in der Hand halten kann, die Sünden des Stolzes, des Neides, der Streitsucht und aller menschlichen Begierden.

Der Beichtvater war ein einfacher, milder und verständiger Mann, erfahren darin, den wahren Sündern zu helfen, sie zu strafen und zu entlasten. Aber die Sünden dieses jungen hitzigen Mönches, der sich mit Gedanken herumschlug, wie mit lebendigen Gestalten, der um seine Seele focht wie mit einem Schwert, waren ihm zu fein und allzu schemenhaft. Es mußten ja wohl vor Gott Sünden sein, da sie den Sünder so heimsuchten, aber er wußte ihm keine Hilfe und keinen Rat dafür, als Fasten und Beten und alle Vorschriften, die, wie es schien, doch nichts dagegen vermochten.

„Magister Martine!“ rief er zuletzt, „ich verstehe euch nicht!“

Das war wohl wahr. Und so blieb Martin auch von ihm ohne Hilfe, allein und einsam.

Auch unter den Brüdern fand er keinen vertrauten Freund. Er war ihnen fremd und fast unheimlich in seiner Glut, die aus schwarzen tiefen Augen flackerte. Er kam oft mit ihnen in Streit und war dann herrisch und stolz, weil er es besser zu wissen dachte, nicht um seinetwillen, meinte er, nur um Gottes und der Sache willen. — Nichts aber ist für einen jungen Menschen in dieser Zeit des Kampfes schlimmer, als ohne Freund zu sein. Der Mann und das Kind können wohl den Freund entbehren, aber nicht der Jüngling, der der Mutter entwachsen und zur Geliebten noch nicht gereift ist. Ihm ist der Freund notwendig wie ein Spiegel. Wer ohne Freund ist, kann sich nicht selbst erkennen und weiß nicht, ob er weiß oder schwarz ist. —

Und doch muß nun niemand meinen, alle Tage in diesen Jahren seien für Martin Tage der Verzweiflung gewesen. Es kamen Wochen der Ruhe, wo er fröhlich vor sich hinlebte, still und fast glücklich wie die anderen, in der Erfüllung täglicher Pflichten, gern bereit, sich einwiegen zu lassen und dem ermatteten Herzen Ruhe zu gönnen; Wochen wo der edle Wein, der in ihm gärte, zu künftiger Klarheit zu reifen begann.

Auch Augenblicke höchster Freude und Seligkeit genoß er ohne Zweifel. Ein Herz, so geübt im Überschwang der Schmerzen, ist gleich geschickt zum Überschwang der Freuden. Eine blühende Blume und der leise Gesang eines Vogels genügen, es mit himmlischer Lust bis an den Rand zu

füllen. Und auf einem schönen Gedanken kann es sich wiegen, wie auf dem Rücken eines fliegenden Vogels und singend gegen den Himmel steigen.

Ja, zwischen Himmel und Hölle ging Martin weiter einen schwankenden Gang, und öfter noch in dieser, als in jenem; denn zu fallen und hinabzusinken, ist uns Menschen leichter, als zu fliegen und hinaufzusteigen.

Aber den festen Boden zwischen beiden, auf dem sicher zu wandeln uns allein vergönnt ist, hatte er noch nicht gefunden.

XXII.

Unterdessen kam die Zeit, daß Martin seine mönchischen Lehrjahre abschließen und er zum Priester geweiht werden sollte.

Wißt ihr was das heißt, ein Priester Gottes werden? Niemand kann es ermessen, wie der Gedanke, zu diesem heiligen Amt berufen zu sein, die Seele des Jünglings erschütterte, daß nun er, als ein armer Sünder, sollte den heiligen Wein und das Brot in die erhobenen Hände nehmen, vor allen Gläubigen im Chor der Kirche, und sprechen die heiligen Worte der Beschwörung und der Verwandlung, daß Brot und Wein sich wenden in Fleisch und Blut Gottes, und nun der Allmächtige selber, in diesem edlen Gefäß in den Händen eines Sterblichen ruht und von seinem Knecht sich opfern läßt zum Heil für alle Sünder.

Hatte Martin nicht oft genug gesehen, wie ein Leuchten von der heiligen Schale ausging, wenn Gott in sie eintrat? Hatte ihn nicht der Anblick und die Gewalt, die vor Gott herging, oftmals zu Boden geworfen, daß er lag und anbetete?

Nun aber kniete er selbst auf den Stufen des Altars im priesterlichen Gewande und der Bischof trat vor ihn und reichte ihm den Kelch zur Opferung, legte ihm die Hand auf und ließ in ihn die göttliche Gewalt strömen, die von Christus her durch alle Priester fließt. Immer hat einer dem andern sie wie eine heilige Flamme weiter gereicht, als eine unver-

löschliche Fackel bis auf diesen Tag. Immer sprach einer zum andern die nämlichen Worte: „Nimm hin die Gewalt, zu opfern für Lebendige und Tote.“

Martin sah nicht mehr die Kirche, nicht die feierliche Versammlung der Gläubigen, wo sein Vater, wie es schien endlich versöhnt, und eine stattliche Zahl seiner Verwandten, der Brüder und Doktoren und viele Zuschauer saßen. Er sah nur den leuchtenden Chor des Gotteshauses, den von vielen Kerzen flammenden Altar und inmitten alles Glanzes den Kelch, vor dem er die vorgeschriebenen Gebräuche vollführte wie ein Schlafwandler, mit Heben der Arme und Ausbreiten der Hände, mit Knieen und Aufstehen, mit Aufheben und Niedersenken der Augen, mit dem Schlagen des Kreuzes und endlich dem mystischen Kuß des Mundes.

Dazu sprach er die festgesetzten Worte: „Dich also, mildester Vater, bitten wir“ und wie es weiter heißt bis zu dem Schluß: „Wir opfern dir, dem Lebendigen, Wahrhaftigen und Ewigen!“ Und da, indem er bedachte, welches Wunder jetzt unsichtbar unter seinen gewölbten Fingern geschah, und daß er Gott selber nun in Händen halte, sah er plötzlich erschauernd die Majestät Gottes leibhaftig erscheinen, das gewaltige Antlitz, das ihm ja nicht fremd war, aber jetzt wie von Blut umflossen und aufwärts gerichtet, seinen Kuß zu empfangen. Es rauschte ihm in den Ohren von Flügeln der Engel. Hoch bis in die Pfeilerhöhen der Kirche sah er ihre göttlichen Gestalten mit senkrechtgefalteten Flügeln um sich

knieen, die leuchtenden Angesichter gegen ihn und den Kelch gesenkt. Alles einen Augenblick lang.

Aber indem fuhr ihm — als er genauer hinsah und sich ermannen wollte — ein Zweifel wie ein Blitz durch die Seele, und das blutüberronnene Antlitz schien sich zu einer Grimasse zu verzerren. Die Flügel der Engel schossen zu spitzen Fledermausklauen zusammen und streckten sich gegen ihn. Martin sank mitten in die Hölle und kniete unter den Teufeln. Alles ringsum begann zu kreisen und zu taumeln. Er wollte aufspringen und davoneilen.

Da trafen seine wirr umherschießenden Blicke in die festen strengen Augen des Vaters, der plötzlich wie ganz nahe vor ihm in der Kirche kniete und ruhig auf den Sohn sah. Eine stille sachliche Klarheit ging von diesen Augen aus. Martin erraffte sich, sah die ganze Kirche und alle Zuhörer mit erwachendem Blick an und brachte ohne ein Zögern aber mit zitternden Händen das heilige Werk zu Ende, hob den Kelch aufwärts und spendete der Gemeinde.

Am Abend nach diesem saßen die Klosterbrüder und eine ansehnliche Gesellschaft, Doktoren und Magister der Universität, Gefreundete und Verwandte mit dem jungen Priester an einer Tafel zur Feier der Weihe. Martin sah den Vater sich gegenübersitzen und sah nun erst, daß er grau geworden war und nicht fröhlichen Herzens schien.

Wie sie länger über Tisch saßen, begann einer der Doktoren, Martin zu erheben und zu rühmen, welch einen köst-

lichen Tausch er gemacht, daß er die Welt verlassen und ein Arbeiter im Weinberge Gottes geworden sei. Es gebe nichts Herrlicheres als das, und sei über allem weltlichen Ruhm, nun den heiligen Geist empfangen zu haben.

— „Oh weh," dachte hier Martin, „so vermessen bin ich nicht!" —

Zuletzt schloß der andre seine Rede unbedacht und unziemlich damit, daß er auf den Vater Luther deutete und rief: „Und selbst die Widerstrebenden läßt Gott einsehen, daß es in der Schrift nicht umsonst heißt: Wer mir nachfolgt, wird Vater und Mutter verlassen um meinetwillen. Und: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Martin erschrak und blickte auf den Vater. Dessen Gesicht wurde starr und hart, wie im Zorn, und ohne aufzustehen rief er laut über den Tisch: „Aber das wißt ihr Gelehrten und Doktores, wie es scheint, nicht, und das habt ihr nicht gelesen, daß auch geschrieben steht, daß man Vater und Mutter ehren und ihnen gehorsamen soll?"

„Vater," sagte Martin leise, „wenn aber nun Gott selbst mich dazu gerufen hat?" „Und wenn es denn aber ein Gespenst gewesen wäre und ein Teufelsspuk?" sagte Hans, und seine Hand, die auf dem Tisch lag, ballte sich zusammen.

Wie ein Dorn fuhr dies Wort Martin ins Herz und blieb darin wie ein Stachel, der unter der Haut sitzt und sich lange da hält und schmerzt, wenn man daran rührt.

XXIII.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Teufel auf Gott neidisch ist und ihm am liebsten die Seelen entreißt und verführt, die am mächtigsten zu Gott streben. Die lauen und gewöhnlichen Seelen läßt er lieber zu tausenden ruhig und unbehelligt gen Himmel fahren, als eine der flammenden, leidenschaftlichen, frommen, als eine einzige solche Seele, wie Martin hatte. Die fällt er immer wieder an mit aller Kraft und aller List, mit Schwert und Hellebarde, plump, wie ein Landsknecht, und fein, wie ein Advokat, und feiner, wie eine Courtisane. Denn dem Teufel passen alle Kleider. Er ist ein vortrefflicher Schauspieler. Alle Rollen spielt er gleich meisterhaft und gleich gern, nur nicht seine wahre. Ohne Maske und ungeschminkt weiß er sich nicht zu bewegen. Wenn er sich erkannt fühlt, flieht er und kann euch nichts anhaben.

Darum war Martin immer wie auf der Wacht und auf der Hut, den Teufel zu entlarven, der ihn umlagerte, wie ein Heer eine Wagenburg.

Ja die Teufel berannten ihn wie den Heiligen auf dem Bilde, das ihr alle kennt und das die Maler oft genug gemalt haben. Aber sie vermochten zuletzt doch nichts über ihn, keiner, nicht der Teufel der Trägheit, der so süße verführerische Gifte kennt, die der Seele köstliche Träume machen, und sie sanft einwiegen und einschläfern, nicht der Teufel der Lust, der das Blut und alle Gedanken auf seinem Feuer siedet, nicht der Teufel Eitelkeit und Ruhmsucht und nicht

der kühle schlaue schlimme und allen edlen Seelen so gefährliche Teufel Selbstzufriedenheit und Selbstvergötterung.

Nur einem war Martin wenig gewachsen, seinem stärksten Feinde, dem Teufel, der heißt Melancholie oder Trübsal, der mit seinem Hauch die Seele anbläst, daß sie mitten in ihrer Blüte verwelkt, wie ein Baum, der zu nahe bei einem Brand stand. Er bläst die Welt an, und sie wird grau wie ein trübes Meer von Gallert; er haucht den Himmel an, und er wird wie ein niedrig hängendes Bahrtuch; die Sonne, und sie wird zu einem Grablicht. Jeden lebendigen Gedanken erwürgt er und macht ihn zum Rascheln von Fledermausflügeln und zum Klappern von Totengebein.

Nur eine Waffe hat die Seele gegen diesen Teufel, das ist ein fröhliches Lachen, oder auch nur ein Lächeln, zart wie ein Sonnenstrahl. Das vertragen alle Teufel nicht.

Versucht es, wenn sie euch anfallen, die Teufel der Eitelkeit oder der Schwermut, oder — ich weiß nicht, mit welchem ihr eben streitet. Haltet ihnen ein Lachen, das von Herzen kommt entgegen, und die Eitelkeit zerspringt wie eine Seifenblase, die Melancholie löst sich auf wie ein Schatten im Licht.

An einem trüben regnerischen Tag saß Martin in seiner Zelle und es dunkelte schon. Es war auch sonst nicht viel in dem engen Gemach zu sehen, ein Strohsack als Lager, ein Tisch, ein hölzerner Schemel, ein Kruzifix und ein Wasserkrug. Dazu ein paar Bücher auf dem Wandbrett. Und durch das kleine Fenster ein Blick auf den Kreuzgang, wo

die Gräber der abgeschiedenen Brüder lagen und alle Gedanken auf den Tod zu wenden suchten. Melancholie umfloß Martin wie ein tiefes graues Wasser, in dem er mit schweren Knieen vorwärts watete, ohne das Haupt zu erheben, nur niederstarrend in die graue Flut der Gedanken. Es war ihm, als trüge er alles Leid der Welt wie ein Gebirge auf seinem Rücken. Es wurde schwer und schwerer und drückte seinen Nacken gegen das schlammige Wasser der Verzweiflung hinab.

Wie entrückt und ohne Bewußtsein war Martin von seinem Schemel aufgestanden, und ging zur Zelle hinaus. Aber er sah nichts von seiner wahren Umgebung. Die Wasser des Traumes schienen ihm Wirklichkeit. In ihnen watete er mit hochgehobenen Beinen, seltsam anzusehen. Ganz fern, fern hinter der Flut schien ihm ein Land zu liegen, ein matt erleuchtetes Ufer, an das er die Last auf seinem Rücken schleppen sollte. Aber indem er watete, ging es ihm, wie einst dem Heiden Christopherus, als er den Heiland trug. Die Last auf seinem Rücken wuchs, und die Wasser stiegen aufwärts, jetzt um die Kniee, und langten gegen die Brust heran. Martin brachte kaum die Füße vorwärts, so stemmte sich ihm die Flut entgegen. Aber doch kam er langsam dem fernen Leuchten näher. Und jetzt sah er, es war kein Land und war kein rettendes Ufer, nur ein weißer Baum, der mit hängenden blütenüberschütteten Ästen seltsam genug in der grauen Flut stand und leuchtete. Mit seiner

letzten Kraft schleppte sich Martin bis an den Stamm heran, hob die Arme nach den Zweigen und drückte das Gesicht in die feuchten, herbduftenden Blüten. Eine süße Stärkung rieselte ihm durch die Stirn und den ganzen Leib. Mit erwachenden Kräften richtete er sich höher auf unter der Last und schüttelte den Teufel von seinen Schultern ab, daß er plump und klatschend in das Wasser fiel und zischend wie eine Schlange davonfuhr. Unter ihm verzehrte sich die Flut und die Wasser der Trübsal waren plötzlich aufgetrocknet. . .

Martin stand im Baumgarten des Klosters, wohin er seiner selbst unbewußt gegangen war. Vor ihm hielt ein blühender Apfelbaum seine Zweige in die rötliche Abendsonne. Martin fühlte, wie sein Gesicht von dem Regen, der noch in den Blüten hing, rieselte, und wie ein leises Lächeln über seine ganze Seele lief. Die gerichteten Beete des Gartens standen voll Kraut und Blumen, und die Bäume und die kleine Wiese darunter schwammen in einer goldenen Abendflut.

„O schöne Welt Gottes!“ rief Martin, „o Frühling, o Blüten und Abendröte! So seid denn ihr eine Waffe wider den Satan und besser als Fasten und Beten? Verzeihe es mir Gott, daß ich seine schönen Werke so lange nicht ansah, als seien sie nichts wert und als habe er sie umsonst geschaffen. Ich will nun still darin wohnen wie ein kleiner Vogel und singen, wenn mich die Teufel übermannen wollen!“

Die aber saßen, klein wie Spatzen, fern am Rand des Gartens auf der Mauer und warteten ihre Zeit ab . . .

XXIV.

Martin hatte eine seltsame Begegnung.

Er stand in der Bücherei des Klosters und nahm wahllos dieses und jenes der Bücher von den hohen Regalen, blickte hinein, las hier ein wenig und dort ein wenig, um zu schmecken, weß Geistes das Buch sei und ob es sich verlohne, länger bei ihm zu Gast zu gehen. Indem griff er von einem Gestell, wohin wohl lange niemand gekommen, einen Band herab und sah auf dem Pergamentrücken den Namen Johannes Huß mit zierlichen Zügen geschrieben, schlug schnell auf und fand darin eine Sammlung der Predigten dieses verrufenen Ketzers, den die heiligen Väter des Konzils zu Konstanz nicht hundert Jahre zuvor verbrannt hatten und aus dessen Blut so übler Samen aufgegangen war in Kriegen und Irrlehren. Martin hatte, wie es sich versteht, das Herz voll Widerwillen gegen den böhmischen Ketzer. Dennoch, einer Neugierde folgend, begann er zu lesen, sich im voraus wappnend gegen alles Böse, das aus dem Buch kommen möchte. Aber da geschah das Seltsame. Martin las und las von Blatt zu Blatt weiter, und um ihn versanken die Wände der Klosterstube.

Von allen Worten, die ein Mensch spricht, auch wenn sie nur geschrieben oder gedruckt sind, geht ein besonderer Klang aus, wie eine lebendige Stimme. Und einem feinen Ohre bleibt das wohl vernehmlich, ob es die Stimme eines

ehrlichen, klugen, lebendigen Mannes, oder nur eines leeren Schwätzers ist. Die Worte der Unberufenen, die nur aus Eitelkeit oder irgendeinem solchem Grunde schreiben und reden, tönen leer und hohl, als rüttle man die Körner in einem trockenen Kürbis. Aber wo ein Mann, von Gott berufen und von großen Gedanken entflammt, spricht, da lautet es wohl und klingt immer wieder vor dem Ohr des Lesenden wie ein Orgelspiel, das Gott einmal auf diesem Menschen gespielt hat.

Und dieser Klang, den Martin wohl kannte, dieser Ton, den nur die Echten und Wahren haben, tönte ihm stark und wohllautend aus dem Werk in seinen Händen entgegen. Da stand nichts als Gutes, nichts als fromme, Gott ernsthaft suchende und um ihn ringende Gedanken.

Martin lauschte mit angestrengtem Ohr, ob nicht doch ein Mißton hinein klingen und verraten wolle, daß hier ein Kind des Teufels und nicht ein Kind Gottes spreche. Aber er vernahm dergleichen nicht. Vielmehr, da seine Stirn ja immer innen voll lebendiger Gestalten war, sah er plötzlich das Gesicht des Predigers leibhaftig vor sich, das ernste schmale Gesicht eines dunklen Mannes, und jetzt seine ganze Gestalt. Aber die war nicht frei, sondern wurde gebunden gebracht, und unter einem großen Haufen Volks gegen einen Scheiterhaufen hingeführt und an den Pfahl gebunden. Ringsum standen die geistlichen Herrn und viele Kriegsknechte. Und einer im roten Mantel trat vor und brach ein

Stäbchen in den Händen entzwei. Dann wimmerte ein Glöckchen. Es war Martin, als stünde auch er unter dem gaffenden Volk vor der Richtstätte. Nur hielt er sich weit hinten. Und dennoch, indem schon das Feuer angelegt wurde, hob der Verurteilte den Kopf gerade gegen ihn und bewegte die Lippen. Aber Martin verstand ihn nicht. Rauch bedeckte alles. Doch eine starke Stimme schrie aus dem Feuer gellend in Martins Ohren das Wort, das er lange genug kannte: „Heute bratet ihr eine Gans. Aber über hundert Jahre wird ein Schwan kommen, der wird euch ein anderes Lied singen."

Martin erschrak von dem Ruf, blickte auf und sah, wo er war, zwischen den Büchern.

„Die hundert Jahre sind nun bald um," dachte er und las weiter.

Da war es ihm, als schöbe sich langsam eine schmale knochige Hand in seine breite. Und das Gesicht des fremden Ketzers war wieder dicht vor seinen Augen.

„Bruder," sagte der Geist, „habe ich Unrecht?"

„Nein!" sagte Martin, „da finde ich kein Unrecht und nichts als Gutes."

„So hat man denn einen Gerechten verbrannt? Und waren die Väter des Konzils Mörder?"

Martin sprang auf und schüttelte die Geisterhand aus der seinen, daß die Gestalt zerfloß, schlug das Buch zu, stellte es an seinen Platz und ging in den Garten.

„Was weiß denn ich," sprach er zu sich selbst, „von so lange vergangenen Dingen? Und sollte ich allein klug sein und mehr verstehen wollen als ein ganzes Konzil? Das sei ferne.

Aber, wie läßt es nur Gott zu, daß ein Ketzer so wohllautende und wahrhaftige Worte sagt?"

XXV.

Martin erlebte eine große Freude.

Sie ließ sich erst so klein an, nichts als eine rechte Knabenfreude. Aber es kommt alles darauf an, wie das Herz gestimmt ist, und zu welcher Zeit dies oder jenes geschieht, so kann das Gleiche ohne Bedeutung und ganz voll Bedeutung sein.

In Martins Zelle bauten zwei Rotkehlchen ihr Nest. Es ist ein scheues schnellhuschendes Volk, das sich im Gemäuer herumtreibt, nicht gerade voll Furcht vor den Menschen und unnahbar wie die Drossel, aber doch auch nicht allzu vertraulich.

Martin war in Ordensgeschäften eine Weile auswärts und war bis nach Magdeburg hinunter gekommen. — Denn da seine Klugheit und Besonderheit den Oberen des Ordens nicht verborgen blieb, begannen sie ihn zu allerlei wichtigen Geschäften und Gesandtschaften zu gebrauchen.

Während er also auf solchen Wegen war, zogen die beiden Vögelchen in seine Zelle ein. Als er von der freien Wanderung auf den Straßen des Frühlings, die — ihm selber uneingestanden — ihm so wohl getan und angemessener war als die enge Klosterzelle, nicht gerade fröhlich in seine dämmrige Kammer trat, sah er, was da angerichtet war.

Durch die offene Fensterluke war das verliebte Pärchen herein gekommen, und hatte die Zelle für seine Zwecke recht heimlich und wohnlich gefunden und sicher vor allem Bösen.

Und so hatten sie angefangen auf dem Bücherbrett, hinter den wenigen Pergamentbänden — der Schelm Plautus und der Sänger Virgil standen dabei und mochten ihnen vertraut sein — feine Halme, Federchen und allerlei weiches Werg und Zeug zu einem zierlichen Gebände zusammenzufügen. Und, leichtsinnig wie dieses Volk ist, war es höchste Zeit gewesen, daß das Nest fertig wurde. Schon lagen auch fünf oder sechs gesprenkelte Eierchen darin, und das kleine Tier saß darauf und brütete. Das Männchen flog ab und zu und sang ihm von dem Fenster aus, vom Kreuzgang über den Grabsteinen der Brüder, seine Trostsprüche und kleinen verliebten Verse vor. Das brütende Weibchen hörte selig zu. Da öffnete sich die Türe und ein großer blasser Mönch mit riesigen flammenden Augen trat herein, sah auch sogleich die ganze Bescherung, die auf dem Tisch darunter nicht ohne Spuren geblieben war, und blickte das arme erschreckte Vögelchen ganz aus der Nähe verwundert an. Das schrie auf und wollte entfliehen, ja erhob sich auch halb. Schnell trat Martin ein wenig zurück. Indem schoß auch das Männchen, das den Angstschrei der Geliebten mit den feinen Ohren vernommen hatte, heran, sah den großen fremden Eindringling und begann zwischen Angst und Zorn zu klagen und zu schelten, wie sie denn tun. Das währte so zwischen den dreien eine ganze Weile. Das Männchen piepte. Martin hielt sich still in der Ecke seiner Kammer auf dem Schemel. Und das Weibchen sah mit bangen kleinen Augen flehend

auf ihn herab, ob er nicht bald fortgehen wolle. Aber das ging nicht an. Martin mußte wohl hier bleiben, konnte auch nicht immer so stille sitzen, mußte aufstehen, dies und das zu richten.

Da wäre es nun rührend zu sehen gewesen, wie der große starke Mann behutsam und fast ängstlich um das Vögelchen herumschlich und sich so schüchtern, als sei er hier der Gast und nicht der Gastgeber, bewegte, dem kleinen Gesindel ja keinen Schrecken zu machen. Wohl schrieen beide zuweilen auf, und mehr als einmal dachte Martin, wenn er härter aufgetreten, als ihm lieb war, an den Schemel gestoßen hatte, oder dergleichen: jetzt entfliehen sie. Aber zuletzt gelang es ihm doch, den Kleinen zu zeigen, daß er nicht als ihr Feind gekommen, und gewillt war, gute Nachbarschaft mit ihnen zu halten. Es dauerte freilich mehrere Tage, bis sie das ganz einsahen. Dann waren sie aber auch so vertraut mit ihm, daß er ruhig an den Tisch treten und stundenlang dort sitzen, lesen, beten und schreiben konnte, indessen das Weibchen brütete, das Männchen ab- und zuflog und den beiden vorsang.

Auch in der Nacht blieben die drei als friedliche Schläfer in einen Schlaf gebettet beieinander.

Das Weibchen brütete unterweilen zu Ende. Es kamen Junge. Die Alten brachten ihnen Futter. Die Kleinen wuchsen heran, wurden groß und größer, soweit das bei Rotkehlchen angeht, und zuletzt flog das ganze Volk mit

vielem Knixen, Zirpen und Danksagen davon und wischte hinaus und ließ Martin das leere Nestchen und ein wenig Schmutz zurück, der leicht beseitigt war . . . Es war plötzlich ganz still und einsam in der Zelle geworden. Martin hielt das leere Gehäuse, in dem soviel zwitscherndes Glück gewohnt, in der Hand und sagte:

„Da hat mir Gott eine schöne Predigt gehalten. Ja wahrhaftig, das waren wohl seine geflügelten Boten. Ist es nicht so mit meiner Seele, daß sie sich vor Gott fürchtete und glaubte, Gott sei ein zorniger und böser Feind, weil er so viel größer und gewaltiger ist als ich. Aber ich will ihm nun vertrauen, wie diese Geschöpfchen mir vertraut haben. Ich will in seiner Zelle, der Welt, fröhlich hausen und meine Wohnung haben. Den Vertrauenden läßt er nicht zuschanden werden. Und nun erst verstehe ich sein Wort recht, wenn er sagt: Ich will nicht den Tod des Sünders und der Gerechte wird seines Glaubens leben.

Nein wahrlich, diese Tiere sollen mich nicht beschämen mit ihrem großen schönen Glauben, den sie gehabt haben."

Dies war schon gegen das Ende der Zeit, die Martin zu Erfurt im Kloster war.

XXVI.

Es war dunkle Nacht um Martin. Er lag in seiner Zelle auf seinem Lager und hatte die Augen fest geschlossen, aber schlief nicht. Hinter den gewölbten und gesenkten Wimpern bewegte sich eine helle lebendige Welt, leuchtende Gestalten, Himmel und Landschaft und ein Heer fröhlicher Gedanken. Martin blickte verwundert in sein eigenes Innere, in Herz und Stirn hinein und sah, daß da alles ganz verwandelt war.

„Es ist mit mir gegangen wie mit dem Wein," dachte er, „der jetzt noch gärt, trübe und molkig aussieht und wenige Zeit danach so klar und golden glänzt, daß er auch den hellsten Kristall durchleuchtet . . . .

Oder auch wie dem Bach, der wild und trüb aus den Wäldern herunterkommt, über Steine und Stämme stürzt, gelb ist von Erdreich, schäumt und brüllt wie ein wildes Tier — — aber nun ist er in die Ebene getreten und siehe, welch heitere Landschaft sich auftut, wie er durchsichtig und gelassen um die Hügel wandelt, durch umbuschte Seen, die Sonne spiegelnd und die Gestirne, immer wachsend, zum Fluß, zum Strome vielleicht, Städte an seinen Ufern, hohe Schiffe auf seinem Rücken, bis er in seinen Urquell, das ewige Meer, zurücksinkt. So mündet ja auch die Seele zuletzt in Gott, von dem sie ausging . . . .

Oder aber — daß ich ein bescheideneres und wahrhaftigeres Beispiel wähle — es geht mir, wie dem Manne, der

lange im Nebel wanderte. Gespenstische Gestalten, Nacht und Angst umgeben und schrecken ihn. Alles ist verhüllt, unkenntlich und unfaßbar. Berg, Tal und die Welt und oben der Himmel sind für ihn nicht da. Wenn auch ein Windhauch den Nebel aufreißt und ihm einen Augenblick lang Weg und Landschaft und das Bild der Sonne zeigt, gleich schiebt sich doch das verhängende Grau wieder vor alles — bis er die Höhe erklommen, wohin der Nebel nicht reicht, und in Fetzen hinab sinkt. Da liegt die Erde Gottes ihm klar zu Füßen, Nähe und Ferne und die Straße, die er zu gehen hat. Und oben wölbt sich hell der Himmel . . . .

Aber wie geschah mir das alles?"

„Still," sagte Martin zu sich selbst, „das ist wohl ein Geheimnis, daran kann die Gedanken rühren dürfen.

Aber steht nicht da innen in mir eine Sonne am Himmel, mitten in meinem Herzen und schafft das alles? Die Sonne aber heißt Liebe, die Liebe Gottes zu den Menschenkindern. Ja es ist mir wie dem Verliebten, der gewiß weiß, daß er wieder geliebt wird.

Noch ist das Leben voll Not, wie vorher und der Tag voll Herzeleid, auch mein Herz voll Schwäche und das Fleisch voll Sünde. Es ist noch die alte Erde mit allen Schluchten und Abgründen, mit allem Wust und Kot. Aber wenn diese Sonne darüber scheint, so vergoldet sie alles und macht es lieblich und lustig und fröhlich.

Wie habe ich mir alle die Zeit viel vergebliche äußerliche

Mühe gemacht, aber nun ist die Liebe, die ohne Lohn zu uns kommt, auch in mich geflossen, wie ein lichter Wein in ein dunkles Gemäß.

Das ist es, was mich so verwandelt hat, und das lasse ich nie mehr!“

Er lächelte vor sich hin und betrachtete weiter diese neue Seligkeit, die sein Herz anschwellte, daß es in der Brust zu schweben schien und zu tönen begann, wie von Musik und Gesang. Leise summte er vor sich hin und dichtete sich selber ein Lied:

„Weißt du, wie Gott, der Herr, in einer Seele wohne?
So wisse, wie das Licht der Sonne in der Welt,
und wie ein Bräutgam sich in seiner Kammer hält,
und wie ein König sitzt in seinem Reich und Trone,
und wie ein teurer Schatz in einem Ackerfeld,
und wie ein lieber Gast in einem schönen Zelt,
und wie ein Kleinod ist in einer güldnen Krone,
wie eine Lilie in einem Blumental,
und wie ein Saitenspiel bei einem Abendmahl,
und wie ein duftend Öl in einer Lamp entzunden,
und wie das Himmelsbrot in einem reinen Schrein,
und wie ein Gartenbrunn und wie ein kühler Wein!
— Sag, ob Gott anderswo noch wird so schön gefunden?“

Und lange noch lag er wach und bedachte das und wendete es hin und her, wie eine Braut ihren goldenen Ring. Dann

entschlief er. Und fühlte noch im Entschlummern einen Glanz in seinen Augen und ein leichtes Atmen wie in der Kinderzeit und ein fröhliches Zittern des Herzens.

Mitten in der umlagernden Nacht, darinnen seine alten Feinde, die Teufel, ihn unsichtbar umstellt hielten, brannte er wie ein Licht — noch einsam und für sich allein. Aber bald sollte es auf den Leuchter gestellt werden, in alle Welt zu scheinen.

XXVII.

Zu der Zeit, wo Martin im Kloſter zu Erfurt mit Gott und den Teufeln ſtritt, war Johannes von Staupitz Generalvikar und Oberer des Auguſtinerordens in Deutſchland. Er kam auf ſeinen Reiſen zur Prüfung der Klöſter auch nach Erfurt und fand bald beſonderes Gefallen an dem jungen Luther.

Johannes Staupitz war aus adligem Geſchlecht, und nicht nur nach der Geburt, dabei freundlich und voll Güte. Er gab nicht zu viel auf äußerlichen Gottesdienſt, verachtete ihn aber auch nicht. Er hielt dafür, daß es gut ſei, nicht zuviel zu forſchen, und nicht allzu tief in die Dinge zu ſchauen. Als das oberſte aller Güter achtete er den Frieden der Seele. Alles Laute und aller Streit, äußerer und innerer, war ihm fremd und entgegen. Da er ſelber voll Freundlichkeit und Liebe war, meinte er, auch Gott könne nichts anderes ſein. Und dies war auch ſeine Botſchaft, die er an Luther hatte.

Nicht lange nach der Zeit, wo Martin zum Prieſter geweiht war, ſah Staupitz ihn zuerſt. Und als Martin ihm, als dem Vikar, beichtete und ſeine Sorgen und Sünden vorbrachte, dieſe Schatten von Sünden, ſchalt er ihn liebevoll:

„Du möchteſt wohl da aus jedem Bombart eine Sünde machen? Das ſind Puppenſünden und Humpelwerk. Die meint Gott nicht, wenn er von Sünden ſpricht. Morden, Stehlen, Rauben, Falſchſchwören, das ſind rechtſchaffene handfeſte Sünden. Und ſelbſt die will er vergeben in ſeiner

großen Barmherzigkeit, wenn einer recht Buße tut, das heißt ſich in ſeine Gnade gibt. Denn eine andere Buße vermögen wir nicht.

Aber ich ſehe wohl, du wollteſt ganz ohne Sünde ſein, ſo vermeſſen biſt du. Und weil es nicht angeht, ſo zürnſt du mit Gott und nicht er mit dir. Und du willſt die Gnade nicht annehmen in deiner Eitelkeit und verſtehſt das Umſonſt nicht.

Schaue mich an. Ich habe auch wohl tauſendmal gelobt und gelogen, daß ich wolle fromm ſein und ohne Sünde, und habe es nicht halten können. Ich will nun nimmer lügen. Und will allein Vertrauen haben auf Gottes Güte.“— Er machte ſich ſelber klein und beſcheiden, den Jüngling zu ermuntern. Und ſeine Worte waren für Martin lindernd wie Öl auf einer Brandwunde. Aber das meiſte tat der ruhige Klang ſeiner Stimme und die Güte, die aus allem leuchtete.

Staupitz ließ auch fortan nicht ab, Martin zu tröſten und zu weiſen, in Briefen, und ſo oft ſie einander ſahen, und ihm die Liebe zu predigen und gegen die Traurigkeit die Fröhlichkeit, die allein aus dem Glauben fließt.

„Gott gefällt die Traurigkeit des Herzens nicht, wiewohl er weltliche Traurigkeit zuläßt, aber er will nicht, daß wir vor ihm und gegen ihn betrübt ſind, wie er ſpricht: Ich habe nicht Luſt am Tode des Sünders, und item: Freut euch im Herrn.

Er will nicht einen solchen Diener haben, der sich nichts Gutes zu ihm versieht."

Oft freilich erschrak Staupitz vor der Glut und der Wunderlichkeit der Gedanken, die ihm aus den Worten und Blicken Martins entgegen schlugen, wie vor etwas Gefährlichem und beschwichtigte ihn: „Stille, stille, lieber Bruder, nicht also gewaltsam! Gott will nicht erstürmt, sondern in Stille erwartet und erbeten sein."

Martin ehrte und liebte Staupitz wie einen Vater, zu dem er mit aller Not kommen durfte. Das Beste und Letzte mußte er freilich allein tun und mit sich selber und Gott ausmachen. Dennoch sagte er noch nach vielen Jahren, als er schon der Luther geworden war: Wo ihn nicht damals im Kloster Doktor Staupitz, oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz, aus der Hölle gerissen, so wäre er darin ersoffen.

Und darin hatte er wohl recht, daß Gott Staupitz wie ein Werkzeug benutzte, Martin, seinen liebsten Knecht, auf den Weg zu bringen, auf dem er ihn haben wollte . . .

Friedrich, mit dem Beinamen der Weise, der damals Kurfürst in Sachsen war, hatte wenige Jahre zuvor in Wittenberg, dem Städtchen an der Elbe, wo er Hof hielt, eine hohe Schule und Universität gegründet, als eine Leuchte der Wissenschaft in diesen östlichen Landen, und zum Trotz wider Leipzig, das in dem anderen Sachsen lag. Staupitz, der selbst an der neuen Schule über Gottesgelahrtheit las, lieh dem Kurfürsten Rat und Beistand, tüchtige und besondere Männer als Lehrer für Wittenberg zu gewinnen. Dorthin dachte er auch den jungen Luther zu ziehen.

Als Martin zuerst davon erfuhr, erschrak er und schrieb eilig eine Absage. Aber Staupitz erkannte besser, was ihm not war, und kam selber nach Erfurt. „Sei fröhlich," sagte er, „daß dir Gott ein solches Amt gibt. Du schaust ohnedies zuviel auf dich selbst und bist allzuviel allein und mit dir selber beschäftigt.

Du bist wie eine gute Mühle, Gottes Korn zu mahlen, aber eine Mühle muß auch das Korn auf die Steine nehmen und nicht leer laufen wollen. Gott will keine Träumer und Stubenhocker. Das sei ferne und ist eine tote Frömmigkeit. Wer ein Licht ist, der leuchte, wer eine Flamme, der wärme. Eine Braut ist nichts wert, sie küsse denn, liebe und werde eine Mutter. Und ein Gelehrter wie du bist, dem Gott solche Gaben gab, der wuchre auch mit seinen Pfunden."

„Lieber Vater," sagte Martin, „ich schicke mich nicht unter die Menschen. Laßt mich hier in meinem Frieden, den ich nun gefunden habe. Ich bin schon voll Angst und Zagen, wenn ich daran denke, vor andere zu treten und sie zu lehren. Es wird mein Tod sein."

„Nun gut," sagte Staupitz, „so fährst du gen Himmel. Gott wird auch dort einen Kopf wie den deinen wohl nötig haben und ihn nicht in die Ecke stellen."

Aber zuletzt mußte er es ihm hart befehlen und Martin mit dem Gehorsam des Mönches nach Wittenberg zwingen.

Er hatte es so eilig, daß er ihn sogleich mit sich nahm, und Martin von den Brüdern kaum Abschied nehmen konnte.

Es war im Herbst des Jahres 1508, als Martin fast zaghaft in die fremde Stadt und vor die Studenten trat. Er las zuerst, nach Staupitz Willen, über Fragen der Philosophie. Es sagte ihm wenig zu. „Ich hätte lieber," schrieb er einem Gefreundeten nach Eisenach, „dies Fach sogleich mit dem der Theologie vertauscht. Ich denke da an eine Theologie, die den Kern der Nuß, das Innre des Weizenkorns, das Mark des Knochens ergründet. Aber Gott ist Gott. Er wird uns leiten in Freundlichkeit immerdar."

Damals war Martin fünfundzwanzig Jahre alt, hager und bleich wie ein Mönch, der es sich hat schwer und sauer werden lassen, schüchtern und ungelenk in allen seinen Gebärden. Aber die ihn ansahen, wurden ergriffen von der dunklen Gewalt seines Blickes. Alle berichten darüber, daß seine Augen wie Flammen in seinem bleichen Gesicht standen und daß seine Blicke nicht wohl auszuhalten waren.

Als er zuerst auf das Katheder trat, wandte sich Doktor Martin Pollich von Melrichstadt, einer der gelehrten Professoren der Universität, der auch gekommen war, den neuen Lehrer zu hören, an seinen Nachbarn und sagte vernehmlich: „Dieser Bruder hat tiefe Augen. Er wird wundersame Phantasien haben."

XXVIII.

Martin ging mit dem Bruder Wenzeslaus Link zu Wittenberg im Klostergarten, der dicht an die Stadtmauer stieß, auf und ab. Auch Link war von Staupitz als Lehrer an die Universität berufen worden. Er wurde ein vertrauter Freund Martins und nachher einer seiner ersten und getreuesten Nachfolger.

„Ich sehe nun wohl", sagte Martin, „daß es etwas anderes ist, Gott selbst in seinem Herzen fühlen und erkennen, und etwas anderes, ihn mitzuteilen. Mit den Studenten mag es noch angehen, aber wenn ich vor dem Volk stehe und ihm predige, wie ich nun soll, und alle die Gesichter gegen mich gewendet sehe, da möchte ich ganz verzagen. Sie wollen doch Brot und gutes Quellwasser haben.

Siehe hier" — er bückte sich und hob eine der großen Wallnüsse auf, die noch in ihrer grünen Schale vom Baum gefallen auf dem Wege lag, — „so ist es mit der Theologie. Außen herum liegen viele bittere und noch viel schlimmere hölzerne Schalen von allerlei Menschenmeinung. Wir, ich und du und alle, die es erfahren haben, wissen wohl, daß ein süßer Kern lebendigen Lebens darin ist. Aber den anderen geht es wie den Kindern, die die Art der Nüsse nicht kennen. Sie meinen, die Schale sei schon die Frucht, beißen sich die Zähne stumpf und bekommen den Mund voll Bitterkeit. Und wenn du ihnen nun sagen willst, die Nuß sei eine gute süße Frucht, so glauben und verstehen sie es nicht."

„Und bei den Nüssen," sagte Link, „ist es freilich leicht, zuletzt Kern und Schale zu trennen. Aber in geistlichen Dingen ist es schwer und viel Irrtum."

„Das meint mancher," sagte Martin, „aber haben wir nicht die Schrift, Gottes Wort selber? Darin ruht der Kern."

„Wer nur die Schrift recht verstünde wie sie verstanden sein will," sagte der andre. „Aber auch da ist Kern und Schale."

„So ist es," sagte Martin, „und ich sehe nun wohl, daß ich noch viel zu lernen habe, ehe ich lehren dürfte, ehe ich die Nuß aufbrechen und den Kern enthüllen darf. Aber wir wollen darin nicht nachlassen." Er zerdrückte die Nuß in seiner Hand und reichte das Süße dem Freunde.

Sie sprachen noch viel davon, wie die ganze Theologie einen neuen Geist brauche, sprachen von diesem und jenem Gelehrten und von den Kirchenvätern, wem künftig zu folgen und wem zu widerstreben sei.

„Es ist mir manchmal zu mute," sagte Martin, „wie dem Ritter in dem Märchen, das man den Kindern erzählt. Ich sehe das verzauberte Schloß, das ist die heilige Schrift. Ich weiß, daß die Königstochter, das ist die Gnade Gottes, darinnen schläft und erweckt werden will. Aber ich finde nicht hindurch durch die Dornen und Ranken menschlicher Meinung und Irrung, die sich um das Schloß gelegt haben."

„Wir alle," rief Link, „reißen uns ja die Hände und Herzen daran blutig.

Aber vielleicht," sagte er lächelnd, „sind wir nur nicht die rechten Prinzen. Denn man sagt ja, wenn der rechte kommt, so öffnen sich die Dornen von selbst und werden zu milden Blumenkränzen und lassen ihn ein."

„Oder es ist noch nicht die rechte Stunde!" sagte Martin.

— Luther blieb damals nur kaum ein Jahr im Kloster zu Wittenberg und auf dem Lehrstuhl der Universität. Schon im Herbst 1509 kehrte er — wir wissen nicht mehr aus welchem Grunde — nach Erfurt zurück, las aber auch dort weiter vor den Studenten und fuhr fort, selbst alles zu lernen, was zur Theologie gehört. Erst im Frühling 1511 kam er wieder nach Wittenberg.

Martin schmiedete in diesen Jahren, im strengen Studium aller geistlichen Wissenschaft, seinen Geist zu dem Schwert, das er nachher in dem Kampf, der ihm bevorstand, so gewaltig zu gebrauchen wußte. Aber davon ahnte er damals noch nichts.

Es war ja schon lange, als führe ihn eine große unsichtbare Hand an der seinen einem Ziele zu, das er nicht suchte und nicht vermutete. Sie war es auch, die ihn im Herbst 1511 nach Rom lenkte, gleich als solle er, ehe noch der Streit begänne, mitten in das Lager seiner zukünftigen Feinde gestellt werden, daß er sie recht aus der Nähe und von innen kennen lerne.

Aber auch das sah Martin damals ganz anders an. Als er erfuhr, daß er diese heilige Stadt sehen sollte, frohlockte er, gleich als dürfe er nun stracks mitten in den Himmel und über die Mauer des Paradieses schauen.

IXXX.

Es war damals irgend ein Streit unter den Auguſtiner-klöſtern in Deutſchland ausgebrochen und ſie beſchloſſen, ihn nach Rom zu ziehen und ihn dort entſcheiden zu laſſen. Darum ſandten ſie den Prior des Kölner Kloſters, Johann von Mecheln, und als ſeinen Begleiter, wie Staupitz geraten, Martin Luther dorthin. Es iſt ja den Auguſtinern nach der Regel verboten, einſam zu wandern. Wie die Boten, die der Herr ſelbſt ausſandte das Evangelium zu predigen, reiſen und wandern ſie immer zu zweit und nur zu Fuß und hinter-einander ſchreitend.

Gegen das Ende des Sommers zogen die beiden durch Thüringen, die Lande Bayern und Schwaben, über Füſſen und die Feſte Hohenſchwangau nach Vorarlberg und Grau-bünden und ſtrebten über die ſchon verſchneiten Päſſe hinab nach dem warmen See von Como. Schweigend und heim-lich ſtaunend wanderten ſie die belebten Straßen des ſüdlichen Deutſchland, wo die Fuhrleute mit ihren Waren, Kriegs-knechte mit ihren Waffen, Jahrmarktsvolk, Ritter, Bettler, Bürger und Bauern in fröhlichem Wechſel ihnen entgegen und mit ihnen gleichen Weges zogen. Sie ſahen kleine arme Dörfer voll Schmutz und Elend, ſtattliche Flecken mit ſchönen weißen Häuſern, ſie ſahen ſtolze Burgen, wie Königsſchlöſſer, und armſelige, zerfetzt wie Krähenneſter, wanderten durch Stadttore ein und aus, traten in Kirchen voll Pracht und in Kapellen voll rührender Armut, ſchliefen in Klöſtern und

Herbergen und in den einſamen Höfen der Bauern, liefen ſich die Füße wund, und ſtiegen zuletzt die atembeklemmenden weiten Windungen der Bergpfade hinan, über ſchwindel-machende Brücken, dicht am Abgrund, im Schatten finſterer Bergwälder, umſungen von dem wilden Geſang der Berg-waſſer, — und füllten mit all dem, mit Geſehenem und Ge-hörtem ihre Augen ſo an, daß es Martin zuletzt war, als ſeien ſie nun nicht zwei Wochen, ſondern ſchon Monate und Jahre auf dieſem Wege. Und indes er von der Paßhöhe rückwärts die vielen Berggipfel und dunklen Täler über-blickte, ſchwoll in ſeinem Herzen eine große Liebe und Sehn-ſucht nach dem Lande Deutſchland an, das ſich ſo herrlich vor ihnen ausgebreitet, und von dem weg ſie ſich nun gegen Süden in das finſtere Tal von Airolo wandten.

„Wieviele Deutſche,“ dachte Martin, indes er weiterſchritt, dem Prior nach, „mögen vor uns dieſen Weg über das Ge-birge nach dem ſüdlichen Lande gewandert ſein, allein, zu zweit wie wir, und in ganzen Rudeln und Heerzügen? Zu allen Zeiten ſind ja Deutſche da hinunter gezogen wie Vogel-ſchwärme ins Land der wärmeren Sonne. Und wieviele haben wohl gefunden, was ſie ſuchten? Und wie wenige haben den Heimweg wieder erreicht? —

Iſt nicht das Land Italien für unſere Väter wie ein Mörderhaus geweſen, da viele Füße hinein, aber wenige wieder herausführen? Alle Felder dort ſind einmal mit deut-ſchem Blute begoſſen worden.“

Er sagte das Letzte laut zu dem Prior.

„Das ist aber nun besser geworden," sagte der lächelnd und über die Schulter zurückgewendet. „Wir brauchen uns da nicht zu fürchten. Unser Blut wollen sie nicht mehr, obgleich noch genug deutsche Landsknechte da unten im Dienst fremder Herren die Hellebarden gegeneinander wenden. Aber lieber nehmen sie jetzt unser Geld, das ist ihnen nützlicher. Davon bauen sie ihre Schlösser und Städte und üppigen Kirchen. Davon haben sie ihr Wohlleben. Durch all diese Täler hier rollen ununterbrochen bei Tag und bei Nacht, in den Taschen der Kaufleute und der Pilger, Bächlein von Gold nach Rom, in das große Meer, das alles verschlingt und doch nie voll wird."

„Das ist auch wahr," sagte Martin. „Aber sie senden uns auch manches dafür herwider."

„Ja, ja," sagte der andre, „Zimmet und Muskaten, Seiden und Purpur, und allerlei Früchte der Sonne, schöne Bücher und Bildwerk."

„Und die Gnaden des Glaubens," sagte Martin.

„Und Verachtung und Scheltworte, daß wir Deutsche nur dumme Bauern und arme Barbaren sind gegen dies feine listige Volk," sagte der Prior und zwinkerte lustig mit den Augen. Er liebte wie die Rheinländer alle den Scherz und Spott, war aber doch ein frommer gläubiger Mann.

Als die Wandrer von den Bergen an den See und in die Ebene hinab kamen, war es als stiegen sie noch einmal aus

dem Winter in den Sommer zurück. Über die Mauern wehten volle Rosenbüsche, fremdartige Bäume grünten und hingen voll Früchte, ja noch voll Blüten.

Martin sah da mit Verwunderung den grauen silbrigen Ölbaum, von dem die Schrift spricht, den Feigenbaum, den der Herr verdorren hieß, den Zitronenbaum, der das Sinnbild Christi ist, weil auch er das ganze Jahr hindurch immer Früchte trägt, Blüten und Früchte an gleichen Zweigen. Da standen hohe Zypressen wie Wächter an den Toren, und dunkle breitästige Pinien. Da wuchs an den Wegen und auf den Feldern fremdes Kraut und Nahrung, die die beiden nicht kannten. Aber Wälder und Wiesen, blumige Wiesen und offene Ackerfelder gab es da nicht. Alle Gärten und Felder lagen zwischen hohen Steinmauern. Die Straßen waren überall hoch voll Staub. Alles war mit wehendem Staub erfüllt. Und fremd wie das Land waren die Menschen, ihre Sprache unverständlich, ihre Kleidung und ihr Gebaren seltsam. Nur in den Klöstern noch, wo ja alle Latein sprachen, konnten sich die beiden verständlich machen. Sonst sprachen sie mit Gebärden und stammelnd wie Stumme. In den Klöstern freilich wurden sie gut aufgenommen.

Und das war eine andre Art Klöster als Martin kannte. Da war solches Wohlleben und solche Üppigkeit, daß er staunte, wovon die, die darinnen waren, wohl Mönche hießen. Als sie über Mailand und das strahlende Florenz in ein Kloster unweit Siena kamen — es war an einem Frei-

tag — sah Martin, wie die Brüder auch an diesem Tag der Fasten sich nicht scheuten leckeres Geflügel auf ihren Tisch zu stellen. Er und der Prior rührten nichts davon an, und Martin konnte sich nicht enthalten, die Sünder zu schelten. Aber sie verlachten ihn.

„Ihr Deutschen seid doch ein närrisch Volk!“ rief einer. „Ihr seid wohl noch von gestern und ehegestern? Was ist denn nun ein größeres Wunder, Bruder, daß wir aus Brot und Wein den Leib und das Blut des Herrgotts machen, oder daß wir zu diesen Hühnern und Enten sprechen: Werdet ein Fisch! so werden sie Fische?“

„Was du da sprichst ist eine Todsünde,“ sagte Martin.

„Er ist auch nicht so dumm es zu glauben,“ sagte ein andrer. „Er hält es mit dem, der da spricht: Brot bist du und Brot bleibst du, und Wein bist du und Wein bleibst du.“

„Was heißt das?“ sagte Martin.

„Nun, so segnete einer zu Rom die Messe ein. Und er hatte so Unrecht nicht, wie ich immer geschmeckt habe.“

Die meisten lachten.

Da stand Martin auf und der Prior mit ihm. Sie holten ihr Bündel und zogen noch am Abend weiter. Der Pförtner lachte laut hinter ihnen her.

Nachdem sie eine Weile gegangen waren, sagte Martin: „Sie haben einen anderen Geist wie wir, fast möchte ich sagen einen anderen Gott. Aber man darf nicht um einiger Bösewichter willen alle verachten. Aber das sage ich Euch,

mir ist weh und möchte lieber umkehren, und ist mir alle die Tage, als hätte ich mein Herz weit hinter mir, nördlich der Gebirge gelassen, daß es mir hier garnicht wohl werden kann, so fremd und entgegen ist mir alles.“

„Das wird zu Rom wohl sich bessern,“ sagte der Prior.

„Ja,“ sagte Martin, „wir wollen eilen, daß wir in diese heilige Stadt kommen. Im Vorhof des Tempels aber habe ich viele Wechsler und Krämer gefunden.“

Als sie wenige Tage danach auf den Höhen über Rom standen und die Stadt in aller ihrer Herrlichkeit sich vor ihnen ausbreitete und mit ihren Kuppeln und Dächern, ihren Toren und Wällen und Burgen, und mit der Pracht ihrer Gärten zwischen den Hügeln in der milden Sonne glänzte, da fiel Martin auf seine Kniee nieder, breitete die Arme aus und rief: „Sei gegrüßt du heiliges Rom!“ Es war ihm, als sehe er das himmlische Jerusalem auf die Erde herabgefahren.

Es hätte ihn wenig gewundert, wenn er hier den Himmel offen und goldene Stufen zu dem Throne Gottes hätte in die Wolken steigen sehen.

XXX.

Martin und der Prior wohnten zu Rom im Kloster der Augustiner, nahe dem Tor Porta del Popolo, wo man von Norden in die Stadt kommt. Sie wurden da gut und würdig gehalten und erledigten ihre Geschäfte, die sie in Rom hatten. Doch blieb davon das meiste, dem Auftrag nach, dem Prior überlassen. Martin wanderte währenddem fleißig durch die Stadt und betrachtete alles, was zu betrachten war, das gegenwärtige und das vergangene Rom.

Er sah da die alte heidnische Stadt, von der eben damals zur Freude der Kenner manches schöne und gewaltige Stück aus der Erde gehoben wurde. Aber daran lag Martin nicht viel.

Mit heiligster Ehrfurcht aber betrachtete er alles, was von dem alten christlichen Rom geblieben war: die Stätten, wo die Füße der Apostel gestanden; die Katakomben, wo der Glaube, der jetzt von dieser Stadt aus die Welt beherrschte, zuerst unter der Erde im Dunkel gewohnt hatte; das große Schauspielhaus der Kaiser, wo die Märtyrer des Glaubens den Tod erlitten; alle die heiligen Kirchen und Kapellen, wo Wunder und Zeugnisse ohne Zahl geschehen und dem Betenden und Gläubigen eine Fülle der Gnaden verheißen war.

Er sah endlich das gegenwärtige Rom, — aber mit wenig Freude, — das Rom der prunkenden Kardinäle und hohen geistlichen Herrn, das Rom der großen Maler und Bildhauer, das königliche Rom, die stolze verwegene Herrscherin der Welt.

Die hatte ihr Haus recht wie einen Jahrmarkt für die gläubigen Seelen hergerichtet, die aus allen Völkern zu ihr pilgerten, und saß wie eine gierige Spinne über all ihren Heiligtümern und sog Gold aus der Angst der Seelen. Nichts war da umsonst zu sehen und zu gewinnen, aber alles war um Geld zu kaufen.

Das war Martin sehr zuwider, daß man da Ablaß und alle Gnaden sollte kaufen müssen und kaufen dürfen, wenn man nur Geld habe.

Aber darum zweifelte er doch nicht an dem Gut selbst, das man um das Geld ausbot, und geriet in eine kleine Hast und Angst, alles Heil, das hier zu erwerben war, auch davon zu tragen. Gläubig wie ein Kind hielt er alles für wahr, was ihm von den Wundern der Märtyrer, von der kräftigen Wirkung dieses Bildes und jenes heiligen Gebeines gesagt ward, beugte auch sein Knie, gab auch seinen Heller hin und hoffte die gute Wirkung des Heilversprechens schon seinerzeit an sich und an denen, für die er betete, zu erfahren.

Die Brüder im Kloster und selbst sein Gefährte lächelten über seinen knabenhaften Eifer. Und einer der Mönche, der ein Deutscher war, ein kleines altes Männlein, begann dem jungen Bruder ein wenig den Star zu stechen, daß nicht alles wahr und heilig sei zu Rom, und daß auch die Kardinäle und selbst die heiligen Väter, die Päpste, arme Sünder seien.

„Das weiß ich lange," sagte Martin, „und das werden sie selbst auch am besten wissen."

„Aber sie benehmen sich nicht danach," sagte der Bruder. „Sahst du nicht selbst gestern unsern heiligsten Vater, den Gott schützen möge, auf seinem weißen Hengst durch die Straßen prunken, das Allerheiligste auf der Faust wie einen Jagdfalken und das Kreuz in der Hand wie ein Schwert. Sieht er nicht viel mehr einem Feldherrn, einem Fürsten der Welt und großen Krieger — wie er ja auch ist — ähnlich, als einem Priester Christi.

Und wir sind ja noch froh, daß er so ist wie er ist, und nicht wie die früheren, wie der Borgia und seine Rotte, von dem du gewiß vernommen. Da war es hier schlimmer wie zu Sodom und Gomorrha.

Man sagt viel von Wundern in Rom, aber ich und alle, die lange hier sind, wissen kein größeres Wunder, als daß dies Rom noch steht, wo es steht, und nicht von der Erde verschlungen ist."

Martin erfuhr da noch viel von Greueln der Unzucht, von Mord und Gift und allerlei Schandtaten, die Menschen ersinnen können, und nicht nur aus der vergangenen, auch aus der gegenwärtigen Zeit, von Dingen und Taten, deren Namen ihm fremd und die er kaum zu deuten wußte. Der Bruder ruhte nicht eher, als bis er Martin ganz verwirrt hatte, daß hier Heiliges und Gemeines so untereinander gemischt sein sollten, und daß hier Himmel und Hölle beide in einer Stadt und miteinander zu wohnen schienen.

Auch noch manch anderes sah und hörte Martin jetzt, das

ihm wenig gut schien, aber darum ließ er doch in seinem Glauben und in seinem Eifer nicht nach.

Es war da an der Kapelle Sancta Sanctorum eine hohe Treppe, die hatte bei dreißig Stufen. Sie soll wie man sagt einst zu Jerusalem gestanden und zu dem Richthaus des Pilatus geführt haben, also daß auch Christus selber diese Stufen gegangen ist. Nachher haben sie die Engel durch die Lüfte getragen und zu Rom niedergesetzt. Wer diese Stufen, nicht auf seinen Füßen, sondern betend auf den Knieen sich hinaufschiebend, erklimmt, dem sind für jede der Stufen neun Jahre Ablaß aller Sünden verheißen. Gläubig lag auch Martin dort auf den Steinen, betete inbrünstig und kroch die Treppen hinan. Einmal rief wie tief von innen eine Stimme in sein Ohr: Der Gerechte wird seines Glaubens leben! — er hielt erschöpft inne, besann sich aber nicht zu lange, sondern kroch bis hinan, den Lohn zu gewinnen. Er war so reinen gläubigen Herzens, es kam ihm garnicht in den Sinn, daß alles so fest versprochene Heil nur ein armseliger Betrug und eine bunte Täuschung für Kinder sein könne. Doch ging er zuletzt hinweg wie nach einer Beschämung und wußte es nicht zu deuten.

Es war eine Gewohnheit der Geistlichen, die nach Rom kamen, dort für sich und die Seelen ihrer Freunde und Verwandten Messen zu lesen, als habe dergleichen hier eine besondere Kraft, und als drängen die Gebete hier schneller zum Himmel und zu Gottes Ohr. Auch Martin hielt hier und

dort in den Kirchen eine Messe, mit Ernst und aller Gelassenheit, die dazu gehört, indessen die römischen Priester, denen das Messelesen zu einem guten Geschäft geworden, schon drei, vier heruntergelesen. Sie lächelten über den umständlichen deutschen Narren, hießen ihn einen Bon Christian, als wäre es das ärgste Schimpfwort. Einer flüsterte ihm im Vorübergehen ärgerlich zu: „Mach, mach! Immer weg! Es wollen auch noch andre hier die Messe lesen. Und schicke unserer lieben Frau ihren Sohn bald wieder heim.“ Aber Martin ließ sich nicht treiben. Tränen wollten ihm die Augen füllen, wenn er zornig bedachte, welch schlimme Diener Gott hier habe.

Sehr wenig gefielen Martin auch die Bilder der Heiligen und der heiligen Jungfrau und des Kindes selbst, die er in den Kirchen zu Rom nach italienischer Art gemalt und in Stein gehauen sah, zu St. Peter, in der Kapelle Sistina, oder an anderen Orten. Ihre gewaltigen fremdartigen Gesichter, ihre fliegende leichtfertige Gewandung, ihre ganze verwegene, heidnische und unchristliche Art, die sich vermaß, Gott Vater selbst darzustellen, erschreckten ihn, und davor kam ihm keine Andacht. Sie standen ihm wie Bilder von Dämonen vor der Seele und füllten ihn mit Träumen und Gesichten.

Es war ein altes Wort zu Rom: „Selig die Mutter, die ein Kind geboren, das nach Rom kommt und in der Kirche Lateran eine Messe liest.“ Diese Seligkeit dachte Martin auch seiner lieben Mutter zu gewinnen, und kam in die

Kirche. Da war das Getriebe und der Jahrmarkt schlimmer, als er es je gesehen, nicht so sehr des Volkes, als der Priester aus aller Welt, die hier das gleiche Geschäft hatten wie er. Es war ein Feilschen und Zanken, wer an diesem und an jenem Altar, wer zuerst und wer zuletzt die Messe lesen dürfe, als ginge es um einen Tanz oder um ein Wettrennen.

Martin trat still beiseite und setzte sich in der Kirche in die Reihen der Beter. Ringsum, im Chor und in allen Kapellen wurde ohne Unterlaß eine Messe an die andre gereiht. Es war ein tolles Brummen und ein Geklingel, Gesinge, ein Flattern von bunten Bändern und Gewändern, ein betäubender Duft von Weihrauch und Ambra, und ein solcher Glanz der Bilder und Gestalten, daß Martin die Sinne wie betrunken wurden. Alles um ihn begann sich in einem bunten Tanz zu drehen, Wirklichkeit und Traum wild ineinandergeschlungen. Vor seinen Augen, die vom vielen Schauen dieser Wochen fiebrig geworden, bewegte sich ganz Rom und alles, was er darin gesehen, wie ein Zug taumelnder Tänzer und Korybanten. Alles schien ihm in diese laute bunte Kirche zu dringen, um da ein Fest zu feiern, nicht ein christliches Fest innerer stiller Heiligung, wie es sein soll, vielmehr ein Fest heidnischer Tollheit und bacchantischer Trunkenheit. — Hielt nicht dort vorne der Feiste, der sich als Mönch verkleidet, die Schale mit dem Wein in der Hand wie ein trunkener Silen? Brüllten nicht die Löwen von den Kapitälen? Stiegen nicht die Panther von den Säulen

herab unter das Volk? Martin sah es deutlich, dies waren keine Christenmenschen, nicht Mönche und Priester des armen Kindleins im Stalle zu Bethlehem, nicht Gläubige des Mannes, der barfuß und barhaupt durchs Leben gegangen und nicht gewußt hatte, wohin er sein Haupt lege. Dies waren die heidnischen Götter selbst, die einst in dieser Stadt geherrscht; die waren aus dem Boden aufgestanden und füllten Rom, die heilige Stadt, mit ihrem Geschrei und ihrer Herrschaft. Drüben an der Säule lehnte Gott Bacchus selber und trug ein Lämmlein auf seiner Schulter, in den guten Hirten sich verstellend. Apollo, Mars und der geschäftige Kaufmann Mercurius, sie alle waren da. Zeus, ihr oberster Teufel, schüttelte sein Haupt mit den Locken, vortäuschend, er sei Gott Vater, den niemand zu bilden sich unterfangen darf.

Und mitten auf dem Altar, an dem Platz der keuschesten heiligsten Jungfrau und Mutter, saß schamlos entblößt Frau Venus und hielt ihren nackten schelmisch blinzelnden Buben Amor lachend auf dem Schoße, hoch über der anbetenden Menge. Martin wollte aufspringen und stieß die Fäuste vor und wollte den Bannfluch wider die Teufel der Hölle, die ins Gotteshaus gedrungen, ausrufen, da griffen andre Hände in die seinen, und das deutsche Mönchlein aus dem Kloster stand vor ihm.

„Bruder," sagte er, „mach keinen Lärm. Streitest du hier mit Dämonen, daß du schreist: Apage, apage, Satanas! Hast du nun deine Messe gelesen?"

„Nein," sagte Martin. „Ich habe es auch nicht mehr im Sinn."

Er stand auf, verneigte sich vor dem Allerheiligsten und tastete an den Bänken entlang hinaus.

Als sie mitten im Raum auf den prächtigen weißen und schwarzen Marmorfließen standen, bückte er sich und legte die Hand an den Boden. Das tat er drei- oder viermal.

„Was macht ihr denn da?" fragte der Mönch.

„Ich fühle," sagte Martin, „ob nicht der Boden heiß ist. Wenn es irgendwo eine Hölle gibt, Bruder, wie ich nicht zweifle, so ist diese Kirche und so ist Rom darauf erbaut."

XXXI.

Nachdem die beiden Wanderer mehr als einen Monat in Rom gewesen waren und ihre Geschäfte, wie sie wollten, erledigt hatten, wandten sie sich heimwärts. Als sie aus dem Tore schritten, sah Martin, wie der Prior sich bückte und von dem Erdreich der Straße nahm und ein wenig in ein Tüchlein band.

„Was soll das, Vater?“ fragte er.

„Es ist für eine fromme Seele daheim, der versprach ich von dem römischen Erdreich ein wenig, daß sie einst sanfter darauf sterbe. Es mag ja wohl auch auf diesem Sandkorn Sant Peter und mancher heilige Mann und Vater nach ihm geschritten sein.“

„Hattet ihr nicht,“ fragte Martin, „als wir hierher zogen, eure zehn Goldgulden in das gleiche Tuch gebunden?“

„Das wohl,“ sagte der andre, „aber die wollten nicht wieder mit. Die sind in der Stadt geblieben.“

„So tragt ihr denn,“ sagte Martin ernst, „eine Handvoll Staub heim für eine Handvoll Gold. Da könntet ihr wahrhaftig auch von einem guten Handel sprechen, den ihr mit denen zu Rom gehabt habt.“

Sie zogen auf einem östlichen Wege, über Rimini, Venedig und Padua, gegen das Land Tirol, das schöne Etschtal aufwärts, über den Brenner und in das Tal von Innsbruck. Es war zuletzt ein beschwerliches Reisen im Gebirge, und der Schnee lag hoch. Als sie aber zuerst, oberhalb von Trient,

auf den schönen, vom Winter weißen Straßen gingen, ballte Martin den Schnee fröhlich in den Händen und warf ihn weit hinter sich nach Süden.

„Ich bin froh!“ rief er, „daß ich dort gewesen. Aber ich bin froher, daß wir wieder hier sind.

So etwas Weißes und Sauberes mag zu Rom garnicht gedeihen. Wißt ihr, als einmal ein paar weiße Flocken von dem römischen Himmel fielen, und mir ganz heimlich zumute war, da fiel der schöne Schnee in den römischen Kot und wurde da verzehrt und zu Schmutz. — Und seht, das nahm ich für ein Gleichnis. So geht es uns Deutschen, wenn wir dahinunter kommen. Wir werden verzehrt von ihrer Sonne, oder vergehen in ihrem Schmutze.“

„Nun ich denke,“ sagte der Prior, „wir sind unverdorben von da gekommen.“

„Wir sind auch schnell genug entflohen,“ sagte Martin.

Sie stiegen über den Brenner nach Innsbruck und Kufstein hinab und kamen gegen Ende Februar nach Salzburg, wo Staupitz damals im Kloster St. Peter unter der Burg wohnte, die sich der Erzbischof wie eine Zwingfeste über der Stadt errichtet hatte.

Als die beiden auf ihrem Wege bei dem Schlosse Aschau in die mildere Gegend um den Chiemsee gekommen waren, begann schon jener schüchterne verfrühte Frühling, der zum erstenmal den Schnee vertreibt und die vorwitzigsten zarten blauen Blumen an den Wegen und Waldrändern blühen

macht. Martin pflückte einen Strauß der lichten Kelche und trug ihn selig wie ein Kind in der Hand.

„Da seht, Vater," sagte er zu Staupitz, „was ich zu Rom gefunden und euch mitgebracht habe." Und reichte ihm die Blumen.

Staupitz lächelte und sagte: „Du hast es dir leicht gemacht. Die sind nicht fern von diesem Tal gewachsen."

„So ist es," sagte Martin, „aber sie sind darum nicht weniger Gottes liebe Boten und predigen besser und lesen die Messe mit mehr Andacht, als sie zu Rom gelesen wird."

Nach wenigen Tagen schon und nachdem sie Staupitz von ihrer Reise und ihren Geschäften Bericht getan, zogen die beiden weiter über München nach Augsburg. Dort trennten sie sich, und der Prior wandte sich gegen den Rhein, Martin mit einem anderen Bruder nach Wittenberg hin. Im Mai, als alle Straßen voll Blütenblätter lagen, kam er spät abends dort im Kloster an.

Am anderen Morgen in aller Frühe stand er mit Link im Garten.

„Und was bringst du uns aus Rom?" fragte der Freund.

„Glaubst du," fragte Martin, „daß Gott reine Augen und reine Ohren hat und eine Nase, die gern gute Dinge riecht?"

„Das muß ich wohl glauben," sagte Link lächelnd.

„Nun dann," sagte Martin, „wird er Augen, Ohren und Nase gewiß nicht näher über Rom halten, als hier über Wittenberg. Ja in all diesen letzten Wochen, als ich durch

dies schöne Land Deutschland gezogen bin, unter lauteren Blütenbäumen und über Wiesen, vollbesternt mit Blumen, wo tausend Vögel von allen Zweigen lobsingen, und wo ein frommes Volk lebt, das mir in aller seiner Torheit wohlgefallen, da glaubte ich fest, es müßte ihm lieber sein, dies alles in Ohr und Auge zu fassen, als das Geschrei und den Gestank der heiligen Stadt. Und ich meine nicht mehr, daß er dort einen Rauchfang für unsere Gebete hat anlegen wollen. Schau hier der schöne Himmel über uns, den die Morgenröte anhaucht, er ist nicht weiter von der Erde, als der Himmel im Lande Italien."

„Das laß nicht laut werden," sagte Link. „Sie würden dich für einen argen Ketzer halten."

„Das sei ferne," sagte Martin. „Ich lasse ihnen, was ihnen gebührt und weiß wohl, was wir ihnen schuldig sind und was sie wert sind. Aber das meine ich auch, daß wir allzu oft über das Gebirge gewandert sind und daß wir, die sie Barbaren schelten und die arme Sünder sind wie sie selbst, dort nicht viel Gutes lernen können, aber manches verlieren, was wir besitzen.

Das habe ich in der Fremde gelernt, daß ich froh bin, ein Deutscher zu heißen und kein Welscher. Es sei ferne, daß ich mich überhebe. Aber sie überheben sich dort ohne Ursache. Und das haben wir geduldig ertragen und gemeint, es müsse alles von Gott kommen, was von Rom kommt. Das aber will ich nicht mehr glauben. Und wenn auch unser Kirchlein

hier nur mit Stroh gedeckt und schlecht wie ein Schafstall ist, so will ich doch lieber darin zu Gott sprechen, als zu St. Johannis in Rom, und glaube fest, er hört mich mehr als alles Geschrei, das ihm dort die Ohren füllt.

Äußere Pracht tut es auch nicht, denn darin sind sie uns über, in jeder Hinsicht, geistig und leiblich.

Aber ich meine, Gott sieht noch immer das Herz an, dort zu Rom wie hier zu Wittenberg. Und darin allein ruht das Heil der Seele.

Daran wollen wir weiter bauen."

Über den beiden glühte eine heitere Maienfrühe. Die Sonne brach östlich aus einer schmalen, nun goldenglühenden Wand und streckte einen strahlenden Fächer über den ganzen Himmel. Kleine weiße Wolken liefen eilig wie Boten vor ihr her und trieben vor einem frischen Wind nach Westen über die Elbe davon.

Martin reckte sich und schüttelte einen Busch so heftig, daß der Tau ihm silbern und wie ein Bad über Gesicht und Hände sprang.

„Du bist größer geworden," sagte Link und sah ihn prüfend an, „und hältst dich aufrechter. Man sieht es deinen Augen an, daß sie aus der Zelle heraus und in die Welt gesehen haben."

— „Wir wollen an unsere Arbeit gehen," sagte Martin.

Neunzehnhundertachtzehn
erscheint im gleichen Verlag
Martin Luthers Heldenjahre
Bilder und Legenden
von Will Vesper

Werke von Will Vesper

„Will Vesper ist einer von den Dichtern, wie sie heute selten geworden sind: er rührt tief an die Herzen." Die Hilfe.

Die Liebesmesse und andere Gedichte

3. Tausend — Gebunden M 3.50

„Wundervolle Lyrik! Wie ein Hauch, wie ein tiefes Atemholen der Seele ist manches wundervolle Lied."
Konservative Monatsschrift.

„Vespers Gedichte haben den ‚unbeschreiblichen Klang', den wir von Hölderlin, von Eichendorff, von Mörike her im Blute haben: Das wahrhaft Lyrische, das sich der Analyse entzieht." Bruno Frank im „Greif".

Vom großen Krieg. Gedichte

5. Tausend — Gebunden M 3.–

„Diese Gedichte werden für alle Zeiten zu den bedeutendsten Schöpfungen unserer vaterländischen, überhaupt unserer lyrischen Dichtung gehören." Münchener Zeitung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Briefe zweier Liebenden

Gedichte. 6. Tausend. Gebunden M 2.50

„Ein unsagbar anmutiges Büchlein."
Prof. Biese im Deutsch. Phil.Bl.

Der blühende Baum

Neue Lieder und Gedichte

Gebunden M 2.50

„Es ist ein bejahendes starkes Buch voll Leben und Freude, Verse wie sie heute in dieser leidvollen Zeit doppelt wohltun."
Danzers Armeezeitung.

„Daß auch die Lyrik gleich dem Drama eine rechte Läuterung unseres Empfindens, die ‚Katharsis', bringen kann, offenbaren solche Dichtungen." Wiesbadener Tageblatt.

„So löst Vespers Dichtung mächtige Erschütterungen aus, die sich vielleicht zum Teil daraus erklären, daß ihre Kraft und Herbigkeit so gut zu dem Ernste der Zeit stimmt." Der Tag.

Demnächst erscheint:

Schön ist der Sommer

Neue Gedichte. Ein Buch Liebeslieder

Gebunden M 2.50

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Übersetzungen von Will Vesper

aus dem Mittelhochdeutschen und dem Lateinischen

Das Hohelied in Minneliedern

Gebunden M 1.20

„Ein Juwel unserer Sprache, voll Süßigkeiten und Einfalt."
Herder.

„Man kann es Vesper nicht genug danken, daß er den in Laienkreisen unbekannten Schatz gehoben hat."
F. Gregori im Volkserzieher.

Hartmann von Aue: Der arme Heinrich

Gebunden M 1.60

„Wir haben jetzt doch endlich den Armen Heinrich in neuer dichterischer Gestalt wieder." Allgemeine Zeitung.

Wernher der Gärtner: Meier Helmbrecht

Gebunden M 1.60

„Die Verse der Umdichtung sind außerordentlich gut . . . Wirklich ein Meisterwerk." Hamb. Korrespondent.

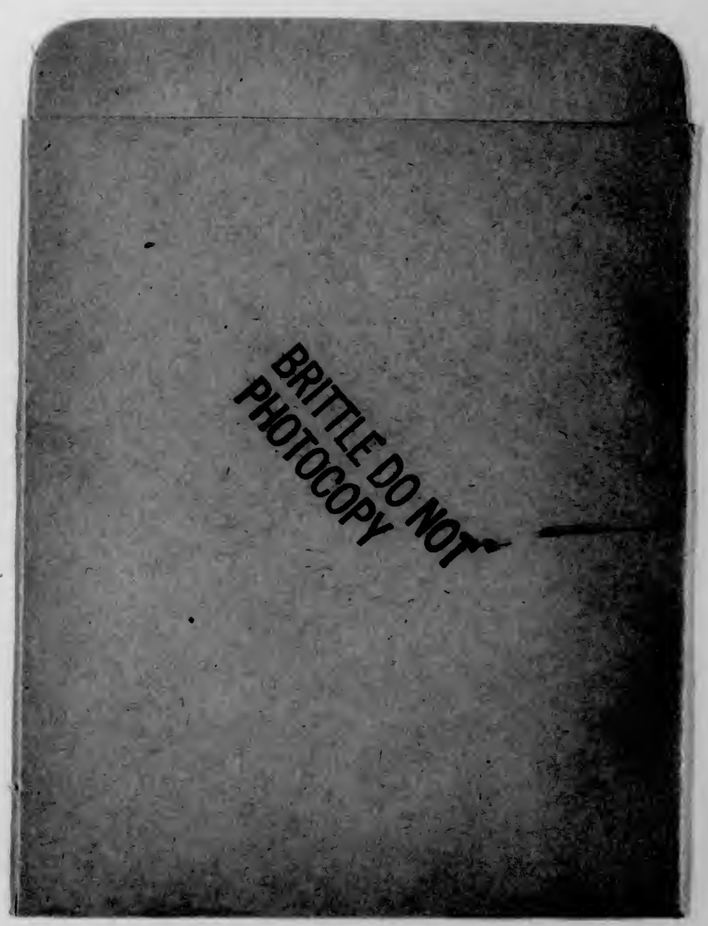
Tacitus: Germania

Gebunden M 1.20

„Die Germania des Tacitus ist ein kleines Kunstwerk geworden." Allgemeine Zeitung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

COLUMBIA UNIVERSITY
0032017898



JUN - 8 1926